

Zweites Kapitel.

Die Völker des nördlichen Europas oder Skandinaviens ¹

(Dänen, Schweden, Norweger, Isländer).

Geschichtlicher Ueberblick.

Spät und nur langsam gewinnen die Völker des Nordens geschichtliches Dasein. Weder die älteren Griechen noch Römer wissen von ihnen. All ihr Wissen von „*Scandia*, *Nerigon*“ und

¹ D. G. Eckendahl. Geschichte des schwedischen Volks und Reichs. Weimar 1824. E. G. Geijer. Svenska Folkets Historia. Örebro 1832 ff. (Dasselbe. Geschichte des schwedischen Volks. Uebers. von H. Leffler. Hamburg 1832 bis 1836). F. C. Dahlmann. Geschichte Dänemarks. Hamburg u. Gotha 1840 ff. P. A. Munch. Det norske Folks Historie. Christiania 1851. (Hieraus ins Deutsche übers. und besonders herausgegeben von G. F. Claussen. Die nordisch-germanischen Völker, ihre ältesten Heimathsitze, Wanderzüge und Zustände. Lübeck 1853 und „Das heroische Zeitalter der nordisch-germanischen Völker und die Wikinger-Züge. Lübeck 1854. Auf dem eigentlichen Gebiete der nordischen Alterthumskunde begann nach mehr vereinzelter Vorgängen seit dem Anfange dieses Jahrhunderts mit der Herausgabe der „Antiquarische Annalen etc. Kjöbenhavn 1808 ff. und namentlich seit der Gründung der „Gesellschaft für nordische Alterthumskunde“ im Jahre 1824 zunächst unter den nordischen Gelehrten ein ungemein reger Eifer sowohl für die Sammlung und Veröffentlichung der alten literarischen Schätze, der Sagen u. s. w., als auch für die Erforschung der rein sachlichen Ueberreste der Vorzeit, so dass bereits ein reiches Material in Schrift und Bild vorliegt. Von den für die Kostümkunde zumeist in Betracht kommenden Werken über die sachlichen Alterthümer gehören zu jenen älteren Vorgängen insbes. Suecia antiqua et hodierna. Fol. 1690 bis 1708. J. Strutt. L'Angleterre ancienne, ou tableaux des moeurs, usages, armes, habillements etc. des anciens habitans de l'Angleterre, c'est à dire des anciens Bretons, des Anglo-Saxons, des Danois et des Normands. Ouvrage traduit de l'anglois etc. par M. B. etc. 2 Vols. av. 67. Planches. Paris 1789. P. H. Mallet. Northern Antiquities or a description of the manners, customs etc. of the ancient Danes and other Northern Nations etc. Translated from Mallets introduction à l'histoire de Danemark. With notes by the Engl. Translator Perci. Lond. 1770. H. Sjöborgs. Inledning til Kännedom of Fäderneslandets Antiquiteter. Lund. 1797 (hier zugleich eine umfassende Uebersicht über die frühere Literatur); dann eine ganze Fluth von Abhandlungen über die bei Gallehus gefundenen goldenen Hörner, worunter als die beste zu nennen ist: P. E. Müller. Antiquarische Untersuchung der unweit Tondern gefundenen goldenen Hörner. Aus d. Dänischen übersetzt von W. H. F. Abrahamson. M. 5 Kpfrn. Kopenhagen 1806; ferner F. Magnusson. Bidrag til nordisk Archäologie. Kjöbenhavn 1820 und H. Sjöborg. Samlinger for Nordens fornälskare innehaltende Inskrifter, Figurer, Ruiner, Verktyg, Högar och Stensättningar i Sverige och Norrige, med Plancher. 3 The. Stockholm 1822 bis 1830. Nächst dem erschienen als wesentliche, erfolgreiche Bethätigung der genannten Gesellschaft: Nordisk Tidsskrift for Oldkjndighet d. h. Nordische Zeitschrift für Alterthumskunde. Kopenhagen 1832 ff. Leitfaden zur nordischen Alterthumskunde; herausgegeben von der Gesellschaft für nordische Alterthumskunde. Kopenh. 1837. Mémoires de la société

„Thule“ beruht mehr auf fabelhaften Berichten und Ahnung, als auf wirklicher augenscheinlicher Kenntniss. Selbst noch lange nachdem germanische Schaaren sich fast über ganz Europa ergossen und daselbst festere Reiche gegründet hatten, blieb die nordische Welt auf sich beschränkt. Nicht vor dem Verlauf des achten Jahrhunderts, erst unter der machtvollen Herrschaft *Karls des Grossen*, tritt sie aus dem Dunkel halbmythischer Vorzeit allmählig in den Bereich der allgemeinen Geschichte.

Auf die Urverhältnisse der nordischen Völker, auf ihr Leben und Treiben in ältester Zeit, lassen einzig stumme Zeugnisse schliessen. Es sind dies zahlreich sachliche Ueberreste — Grabalterthümer von sehr verschiedener Art — die man in und über der Erde entdeckte. Dieselben bestehen ihrer Beschaffenheit

royale des antiquaires du Nord. M. Abbildgn. Copenh. 1836 ff. Die Königliche Gesellschaft für nordische Alterthumskunde. Jahresverhandlungen. Mit Abbildgn. Kopenh. 1836 ff. Antiquarisk Tidsskrift udgivet af det kongelige nordiske Oldskrift-Selskab. Kjöbenh. 1854 ff. J. J. A. Worsaae. Afbildninger fra det kongelige Museum for nordiske Oldsoger i Kjöbenhavn. Kjöbenhav. 1854; Dasselbe in zweiter vermehrter Auflage unter dem Titel: Nordiske Oldsager i det Kongelige Museum i Kjöbenhavn. Kjöbenh. 1859. Atlas de l'Archéologie, représentant des échantillons de l'âge de bronze et de l'âge de fer. Publié par la société royale des Antiquaires du Nord. Fol. Leipzig. 1857. Daran schliessen sich zahlreiche selbständige Werke und Abhandlungen einzelner Gelehrten: J. A. Worsaae. Danmarks Oldtid oplyst ved Oldsager og Gravhøie. Kjöbenh. 1843 (ins Deutsche übers. von N. Bertelsen. Kopenh. 1844). Derselbe. Zur Alterthumskunde des Nordens. Euth. I. Blekingsche Denkmäler aus dem heidnischen Alterthum in ihrem Verhältniss zu den übrigen scandinavischen und europäischen Alterthumsresten. II. Rumano und die Braavalleschlacht. M. 20 Tfn. Kopenh. 1847. F. Klee. Steen-, Bronze- og Jern- Culturens Minder, after viiste fra et almindelig cultuurhistorik Standpunkt i Nordens navaerende Folke- og Sproogeieendommeligheden. Kjöbenh. 1854. N. G. Bruzelius. Svenska Fornlemingar aftecknade ogh beskrifna. Förste Häftet: Skane. M. 3 Pl. Lund. 1853. Andra Häftet. Skane, Smaland, Öland och Gottland. M. 6 Pl. Lund. 1860. Umfassendere Bilderwerke mit besond. Berücksichtigung der altnordischen Architectur: J. C. Dahl. Denkmale einer sehr ausgebildeten Holzbaukunst aus den frühesten Jahrhunderten in den Landschaften Norwegens. Fol. Dresden 1837. A. v. Minutoli. Der Dom zu Drontheim und die mittelalterlich christliche Baukunst der scandinavischen Normannen. Berlin 1853. Inbydelse til at indtraede i Foreningen til norske Fortis Mindesmaerkeres Bewaring. Fol. Christiania 1845 ff. N. Nicolaysen. Mindesmerker af middelalderens Kunst i Norge. Udgivne af Foreningen til norske Fortids mindesmerkeres Bewaring. Quer Fol. Christiania 1854 ff. Abbildungen von Wandgemälden, gravirten Grabplatten u. A. aus dem späteren christl. Mittelalter bei N. M. Mandelgreen. Monuments Scandinaviques du moyen âge avec les peintures et autres ornements que les décorent. Copenhague 1855 ff. Gr. Fol. Ueber Island s. nächst den älteren Reisewerken von Olafsen und Povelsen etc. das Prachtwerk von P. Gaimard. Voyage en Islande et du Groenland. Publié par ordre du Roi. Paris (1842) 2 Bde. gr. Fol. Schliesslich ist noch zu nennen K. Weinhold. Altnordisches Leben. Berlin 1856; das bei seiner umfassenden Benutzung namentlich der alten literarischen Quellen mich vielfacher Einzelcitate überhebt. — Noch Weiteres s. im Verfolg des Textes.

nach in mannigfachen Geräthen aus Stein und Bein von ziemlich roher, völlig urthümlicher Fassung. Sodann in Geräthen, in Waffen und Schmuckgegenständen, die meist von Bronze, zum Theil aber auch von Gold mit handwerklichem Geschick und nicht ohne Geschmack, oft in den zierlichsten Formen hergestellt sind. Endlich in einer Anzahl bronzener Geräthe von byzantinischer oder römischer Arbeit, in byzantinischen und römischen Münzen, und in einer Menge von vorherrschend eisernen Waffen und vorzugsweise silbernen Schmuckgegenständen. Zudem wurden viele Thongefässe gefunden, die ihrer Form und Behandlung nach den Geräthen, mit denen man sie zusammen entdeckte, entsprechen.

Diese Alterthümer nun zeugen dafür, dass die Urbevölkerung des ganzen Nordens aus einem Jäger- und Fischervolke bestand, das noch auf Verwendung von Stein und Bein beschränkt, höchstwahrscheinlich dem tschudischen Stamm angehörte; dass dies in einer nicht zu bestimmenden Zeit von einem anderen Volke höherer Kultur, das schon den Gebrauch der Bronze vollkommen beherrschte, aus seinen Sitzen nach Norden hinauf gedrängt ward, und dass schliesslich wiederum auch dieses Volk neuen Eindringlingen Platz machen musste, welche, mit der Benutzung des Eisens vertraut, nunmehr zu dauernder Oberherrschaft gelangten. Nächst dem deuten dieselben Ueberreste durch ihre örtliche Verbreitung an, dass jene frühesten Bevölkerung sich zunächst nur über Dänemark und das südliche Schweden und erst in verhältnissmässig später Zeit, wohl sicher nicht vor der letzten Wanderungsepoche, über das westliche Norwegen ausgedehnt hat. Auch machen sie überdies noch mehr als wahrscheinlich, dass jenes zweite, bronzebrauchende Volk ein Zweig des grossen keltischen Stammes war, der später Gallien und Britannien besetzte, und dass die darauf folgenden Einwanderer — wofür auch alle noch sonstigen Zeugnisse sprechen — dem grossen germanischen Stammvolk angehörten, dessen Urheimath man mit gewichtigen Gründen zwischen die Wolga und den Ural verlegt. Von hier aus, vermuthlich gedrängt durch östliche Horden, traten sie in nicht zu ermessender Zeit ihre Wanderung gegen Nordwesten an. Stets weiter geschoben, gelangten sie bis zu den Küsten, und zu den Gestaden der skandinavischen Länder. Nachdem sie dann diese im blutigen Zusammenstoss mit der daselbst bereits angesessenen Bevölkerung im Allgemeinen sich unterworfen hatten, dehnten sie sich in immer zunehmender Strömung zwischen den (östlichen) Slaven und (westlichen) Kelten unaufhaltsam gegen Süden hin aus, so dass sie bereits zu Ende des

fünften Jahrhunderts, mit der Gründung des gothisch-römischen Reichs, als ihre südlichste Grenze Italien erreichten. —

Ueber den weiteren Gang der Begebenheiten bis gegen das Ende des achten Jahrhunderts nach Chr., und auch noch über diesen Zeitpunkt hinaus, liegen mit Ausnahme weniger kurzer Notizen von mehr oder minder geschichtlicher Glaubwürdigkeit, einzig sagenhafte Berichte vor. Sie selber gehören ihrer Entstehung nach, wie kaum zu bezweifeln ist, zwar frühster Zeit an, wurden jedoch erst seit dem elften Jahrhundert (und die Mehrzahl derselben um vieles später) dichterisch weitergebildet und niedergeschrieben. In ihnen ward das etwa Geschehene zur Sage, und die Sage zur Geschichte gestempelt. Alles was sich somit aus diesen Berichten für die frühesten Gestaltung nordischen Lebens als geschichtliche Thatsache feststellen lässt, beläuft sich auf eine nur allgemeine Anschauung von seinem Wesen und höchstens auf einige wenige, immerhin aber fragliche Hauptmomente.

Wie überall, beginnt die Mythe auch hier die erste Ausbildung staatlicher Einrichtungen mit den Göttern in Verbindung zu setzen. Sie lässt diese menschlich unter den Menschen wandeln und macht sie so zu ihren Berathern und Lehrern. In solcher Weise entwirft die nordische Sage zunächst ein ziemlich allgemeingültiges Bild von der Entwicklung gesellschaftlichen Lebens und von dem Ursprung der verschiedenen Stände. Sie nennt und zeigt den Unfreien oder „Traell“ im Gegensatz zum freien Ackerbauer, und wiederum diesen, der als „Karl“ auftritt, im Gegensatz zum Krieger oder „Jarl“, den sie als mächtigsten zuletzt erwähnt. Viel weiss sie dann von blutigen Rachekriegen, von Heereszügen einzelner Oberhäupter, von deren übermässiger Siegeskraft und von Entstehung herrschender Geschlechter und deren Gegenfeinden zu erzählen. Aus ihnen glänzen, gleich gewaltigen Sternen durch dichten Nebel, urkräftige Streiter wie *Halfdan „Gamle“* und der Däne *Skjold*, der erste Sagenheld Scandias und Saelands. An seinen Namen knüpft sich das Geschlecht der *Skjoldunger* und somit vielleicht — worauf der Name selbst zu deuten scheint¹ — die Gründung eines Oberkönigthums in Scandia in der gothischen Periode. Nicht minder kräftig treten neben diesen *Yngve* und *Frode*, dann die *Wölsungen*, die *Niflungen* und viele andere auf. Doch ist auch noch bei diesen anzunehmen, dass manche von den

¹ Skjold-Schild, also Skjoldunger etwa so viel als „Schildgeborene“; ein Name, der sich nicht unpasslich von der altgermanischen Sitte, den neu erwählten König auf einem Schild zu erheben, herleiten lässt; vgl. P. A. Munch. Das heroische Zeitalter der nordisch-germanischen Völker etc., übersetzt von F. Claussen. S. 18.

Namen in der That vorerst noch mehr bloss bildliche Gestalten von einer weitergreifenden Bedeutung, denn wirkliche Personen ausdrücken. Als eine solche ist während des hier in Rede stehenden Zeitraums fast allein der König *Hermanarich* anzusehen. Von ihm scheint mindestens so viel gewiss,¹ dass er vor Ablauf des vierten Jahrhunderts ein grosses nordisches Reich begründet hatte, das ostwärts bis zum schwarzen Meere reichte und sich nordwestlich über Preussen, Letten, Esthen und Tschuden und sich den gothischen Ländern und über Südnorwegen ausdehnte. Nicht zu bezweifeln ist, dass seine Herrschaft der Ausbildung des dänisch-gothischen Reichs, das durch die sogenannten „Skjoldunger“ im Allgemeinen angedeutet scheint, um mehrere Jahrhunderte voranging. Sein Reich und, wie es heisst, er selbst erlag etwa im Jahr 375 dem unaufhaltbaren Mongolensturm, der sich verheerend gegen Westen wälzte.

Nicht anders wie mit jenen Sagenhelden verhält es sich mit dem Urhelden *Dan*, dem Stammvater des dänischen Volks, mit *Iwar Widfadme* und allen Sprossen des schwedischen Geschlechts der *Ynglinger*. Die Letzten dieses Stammes, wird berichtet, fielen im Kampfe gegen *Widfadme*, indem er sich, von Schoonen ausbrechend, ganz Dänemark und Schweden unterwarf. Ihm, der den Skjoldungern angehörte, folgte der starke *Harald „Hildetand“* als mächtigster Beherrscher Norwegens und glücklicher Eroberer jener Länder. Als danach Harald das gewaltige Reich etwa noch fünfzig Jahre lang besessen, brach zwischen ihm und dem ihm nah verwandten Lehnkönig *Sigurd Ring* ein heftiger Kampf, ein unheilvoller Nationalkrieg aus, in welchem er auf der Brawallaheide (vermuthlich zwischen 715 und 730) endete.² Hierauf bot *Sigurd Ring* den Frieden an, nahm Harald „Hildetands“ Reich in Gewalt und wählte seinen Wohnsitz in Westgothland anstatt im alten *Hleidra* oder „Lethra“, dem Hauptwohnsitz der früheren Könige. Mit diesem Wechsel hörte gleichzeitig die dänisch-gothische Macht im Norden auf, da fortan nordgermanische Oberhäupter in Schweden und den dänisch-gothischen Ländern die Oberherrschaft sich aneigneten.

Fortan begannen von den nordischen Häfen zahlreiche Schaa- ren kühner Seekrieger, die „Wikingen“, zuerst die nächsten

¹ P. A. Munch a. a. O. S. 49 ff. — ² In dieser Schlacht stellte Harald die gothische und dänisch-gothische Bevölkerung des Nordens, Sigurd die nordgermanischen Völker Schwedens, Norwegens und selbst Russlands. s. P. A. Munch a. a. O. S. 75 ff., bes. S. 96; dazu über die Schlacht insbes. J. A. Worsaae. Zur Alterthumskunde des Nordens. Abhdlg. II. Rumano und die Braavalleschlacht.

Meere und in der Folge auch die westlichen und südlichen Gewässer zu durchschwärmen.¹ Urkräftig von Natur und fest erstarkt in dem ihnen ja schon von vornherein gebotenen Betrieb der Meerschiffahrt, wurden sie bald der Schrecken von Europa. Schon früher hatten sie die ihnen nah gelegenen Küstenländer heimgesucht; auch sollen sie schon unter *Sigurd Ring* selbst bis nach England vorgedrungen sein. Wenn gleich dies letztere noch fraglich ist, bleibt immerhin als ziemlich zweifellos, dass dies Gewerbe unter seinem Sohn und Nachfolger *Ragnar* in Blüthe stand und dass nun dieser etwa um das Jahr 787 eine Flotte, unfehlbar von der jütschen Küste aus, nach England führte und das Land brandschatzte. Demselben Zuge folgten sehr bald andere, woran sich dann, im weiteren Verlauf, etwa seit 793, Züge nach Irland und den schottischen Inseln und nach den südwestlichen Ländern reihten. Bereits zu Anfang des neunten Jahrhunderts erschienen Raubgeschwader solcher Art ziemlich gleichzeitig an den friesischen und an den nordfranzösischen Gestaden, die sie mit Mord und Brand verwüsteten. Noch ferner drangen sie nach Spanien und längs den spanischen Küsten nach Sicilien und selbst bis nach Constantinopel vor, wobei sie es fast überall versuchten sich eine feste Herrschaft zu erwirken. Sogar die eigenen, skandinavischen Lande blieben von ihrer Raubsucht nicht verschont. Obgleich man ihnen da, wo sie sich zeigten, mit allen Kräften zu begegnen suchte, war dies doch wesentlich ohne Erfolg, bis dass es endlich, doch erst seit dem Anfang des dreizehnten Jahrhunderts, und sodann den Anstrengungen des mächtigen Handelsbundes, der „Hansa“ glückte, sie zu unterdrücken.

Lange bevor indess ehe dies geschah, ja schon nach ihren ersten grösseren Zügen, war es verschiedenen Häuptern unter ihnen wirklich gelungen in den fernen Ländern, die sie am meisten angezogen hatten, dauernde Oberherrschaften zu gründen. So um die Mitte des neunten Jahrhunderts in Schottland und in Irland, und nur wenige Jahrzehnte später auch in Nordfrankreich, wo sie im Jahr 896, begünstigt durch die übergrosse Schwäche *Karls des Einfältigen*,

¹ Ueber die Wikingerzüge s. insbes G. B. Depping. *Histoire des expéditions maritimes des Normands*. 2. Edit. Paris 1844 (in dänischer Uebersetzung von M. Petersen; Kjöbenhavn 1830); auch schon nach der ersten Auflage ins Deutsche übers. von F. Ismar. *Die Heerfahrten der Normannen etc.* Hamburg 1829. A. M. Strinholm. *Svenska folkets historie*. Stockh. 1834 ff. Bd. II.: *Scandinavien under hednaldern* (übers. v. F. Frisch. *Wikingszüge, Staatsverfassung und Sitten der alten Scandinavier*. Hamburg 1839 ff.). G. Foss. *Die Wikinger*. Berlin 1854. P. A. Munch. *Det norske Folks Historie* (übersetzt von F. Claussen. *Das heroische Zeitalter der nordgermanischen Völker und die Wikingerzüge*. Lübeck 1854. S. 108 ff.).

sogar ein grosses selbständiges Herzogthum errichteten, ganz abgesehen von ihrer Festsetzung in Süditalien und Sicilien. Nächst dem besuchten sie um diese Zeit die Schetlandsinseln, die Faröer und Orkneys und, wie es scheint, das ferngelegene Island. Von Norwegen und Deutschland wurden sie nach wiederholten Kämpfen fern gehalten; von dort zunächst durch *Olaf Tryggvason* und später durch die Umsicht *Kanut Sveinsons*; von Deutschland durch die Kraft der sächsischen Kaiser. Indess gelang es ihnen andrerseits, und wie es scheint in friedlicherer Weise, unter dem Namen der „Wäriinger“, ein eigenes Reich im nördlichen Russland zu stiften,¹ während von diesen letzteren wiederum zahlreiche Schaa- ren nach Byzanz gingen und in Dienst der griechischen Kaiser traten. —

Mit dem Vortreten der „Wikinger“ seit dem Ende des achten Jahrhunderts beginnt nun für die nordischen Länder die Geschichte heller zu tagen. Auch bezeichnet dies den Zeitpunkt, in welchem dem Norden die ersten Keime der christlichen Lehre zugeführt wurden, — den des daselbst anhebenden Kampfes des Heidenthums gegen das Christenthum.

Als der Nachfolger *Sigurd Rings*, der kühne Wikinger *Ragnar „Lodbrok“* entweder gegen den Schluss des achten oder den Anfang des neunten Jahrhunderts aus der Reihe der Lebenden schied, theilten seine Söhne das Reich. Der eine von ihnen, *Biörn „Jarnsida“* („Eisenseite“) erhielt „Swiarike“, das ganze Süd- schweden, der andere, *Sigurd II. „Snogöie“* („Schlangenaug“) „Danarike“, das eigentliche Dänemark. Fortan vererbte jedes der Länder in dem Stamm seines Besitzers dergestalt, dass man die Beherrscher von Swiarike als „Swia-Könige“ und die Beherrscher von Danarike als „Dana-Könige“ bezeichnete. — Von den nächsten Nachfolgern Biörns weiss die Geschichte kaum etwas zu sagen; ingleichen von denen Sigurd „Snogöies“. Dagegen treten nun aus der Zahl der jütländischen Unterkönige zunächst *Harald* als der mächtigste, dann dessen Sohn *Gorm* und *Halftan* hervor, welche Jütland unter sich theilten. Von Gorms Söhnen herrschten *Sigfrid* und *Godröd*. Ihm, unter dem sich vorzugsweise Schleswig zu hoher Blüthe entfaltete, folgte *Hemming*, welcher indess nach Verlauf von zwei Jahren starb. Nach seinem Tode begannen sofort die heftigsten Erbstreitigkeiten, welche das Reich tief erschütterten. Aus ihnen erhoben sich als Sieger zuerst *Ragnfrid* und *Harald*; doch wandte sich alsbald das Glück von Harald,

¹ Siehe oben S. 328.

so dass er die Flucht ergreifen musste. Er eilte an den fränkischen Hof zu *Ludwig dem Frommen* mit der Bitte, seine Sache zu unterstützen. Hier lernte er das Christenthum kennen und suchte, nachdem er bei einem späteren Aufenthalt an diesem Hof die christliche Taufe empfangen hatte, mit der ihm vom Kaiser abermals gewährten kräftigen Beihülfe sich seines Reichs zu bemächtigen. Obschon ihm dies nicht gerade missglückte, gelang es ihm doch nur, und zwar mit auf Grund seines Abfalls vom Heidenthum, unter bedrohlichen Umständen, so dass derselbe nicht lange nachher, um 827, wiederum zur Flucht gezwungen ward. Alle späteren Versuche aber, ihn abermals in sein Reich einzusetzen, scheiterten an dem Könige *Erik*, der nicht allein mit *Ludwig dem Frommen* den Frieden brach, sondern auch nach dessen Tode seinem Nachfolger *Ludwig dem Deutschen* als offener Feind entgegentrat (845). Zudem erwies er sich mit Härte als ein Gegner des Christenthums, wenigstens bis nach dem Tode Haralds, zu welcher Zeit er sich nach längeren Kämpfen mit dessen Nachkommen genöthigt sah an *Gudröd* und *Rörek* den ihnen zustehenden Erbantheil seines Reiches abzutreten (850). Letztere nämlich hatten gleichzeitig mit Harald die christliche Taufe empfangen.

Schweden war bis zu diesem Zeitpunkt ähnlichen Zerwürfnissen Preis gegeben, nachdem sich der nächste Nachfolger *Biörns*, *Erik Eimundson*, wie es heisst, ganz Schweden unterthänig gemacht. Höchstwahrscheinlich hatten sich hier nicht lange nach dieser Eroberung mehrere Unterkönige erhoben, die neben- und gegeneinander regierten. *Erik dem Dritten*, wohl einem derselben, folgten die Söhne Eimundsons, Namens *Emund* und *Biörn II*. Wie es scheint traten unter diesen um 829 die ersten christlichen Missionäre, *Ansgar* in der Begleitung von *Withmar*, als Verkündiger des Christenthums auf, jedoch noch ohne einigen Erfolg, da Emund die neue Lehre verwarf. Auch noch um 853, als es *Ansgar* noch einmal versuchte das Christenthum dorthin zu verpflanzen, erfuhr er den gleichen Widerstand, so dass sich nach dem Tode desselben (um 865) in siebenzig Jahren Niemand mehr zu dieser äusserst gefahrvollen und wenig versprechenden Mission verstand. — Inzwischen war nach dem Ableben Emunds, *Erik (IV.)* zur Herrschaft gelangt. Dieser, ein grosser Eroberer, verharrete in beständigen Kriegen gegen die russischen Ostseeprovinzen und gegen *Harald „Harfagr“* von Norwegen um den Besitz von Wermeland.

Im eigentlichen Norwegen und zwar zunächst im östlichen Theil, in Westfolden und Wermeland, hatten *Halfdan „Hvitbeins“*

Nachkommen dauernd festen Fuss gefasst. Schon gleich nach dem Tode Sigurd Rings fühlten sie sich als westfoldische Könige kräftig genug sich der Oberherrschaft von Schweden und Dänemark nicht nur zu entziehen, vielmehr selbst Dänemark zu bekriegen. Im Verfolg eben dieser Kriege und durch noch weitere Umstände begünstigt, war es dann *Sigfrid* sogar gelungen sich im Süden von Dänemark, in Jütland, Besitzungen zu erwerben und hier ein eigenes Reich zu stiften: dasselbe, welches durch seine Seehelden, die „Wikinger“, so bedrohlich ward (782). Der Mittelpunkt dieses jütländischen Reichs wurde Schleswig, wohin nun namentlich *Gudröd* „Jagdkönig“ allen Handel und Wohlstand zu vereinigen suchte. Daneben blieb *Gudröd* beständig bemüht, sich gegen Süden hin auszubreiten. Im Kriege gegen die Obotriten gerieth er mit *Karl dem Grossen* zusammen, der mit ihm vergebens verhandelte. Um sein Reich gegen Aussen zu schützen, legte er quer durch Süddänemark den sogenannten Danawall an, während *Karl* als Gegenschutzwehr auf der Grenze eine Hochburg — ob Hamburg? — und Itzehöe gründete. Noch während der Dauer dieser Kämpfe endete *Gudröd* unter den Schwertern seiner eigenen Hofleute. — Dies Alles indess betraf im Grunde nur das südliche Dänemark, wenigstens immer nur sehr mittelbar die Besitzungen in Norwegen selbst. Ueberhaupt aber kamen diese auch erst nach dem Tode König *Eriks* zu selbständiger Bedeutsamkeit, erst nachdem dieser in einem Kampfe um die spätere Erbfolge (854) gefallen war und dieser Erbfolgestreit an sich mit der Erhebung des Knaben *Erik* dadurch sein Ende gefunden hatte, dass sich schliesslich die Söhne *Gudröds* der friesischen Inseln bemächtigten. Von diesen Söhnen kam *Halfdan* „*Svarte*“ (der Schwarze“) in den festen Besitz des südöstlichen Norwegens, des sogen. westfoldischen Landes, was eben nun eine dauernde Trennung Norwegens von dem jütländischen Reich und somit zugleich die Verselbständigung eines norwegischen Königreichs, als drittes Nordreich, veranlasste. Schon gleich unter *Halfdan*, dessen Geschichte grossentheils noch in der Sage beruht, soll sich dann dies neu begründete Reich und zwar durch *Halfdans* eigener Bethätigung in Aufstellung heilsamer Gesetze zu grossem Ansehen befestigt haben und zu hoher Macht gediehen sein, während das jütländische Reich von Dänemark überwältigt ward. Auf *Halfdan* folgte um 860 sein und der *Helga* Sohn *Harald* „*Harfagr*“, der bereits früher erwähnte Gegner König *Eriks* (IV.) von Schweden. — Auch die Kenntniss von *Haralds* Thaten gehört noch mehr dem Gebiet der Sage, als dem der eigentlichen Geschichte an; doch scheint es, dass er

die Unterwerfung von ganz Norwegen vollendete (875). Da noch unter seiner Herrschaft, ähnlich wie unter *Erik* in Schweden, seine (neun) Söhne einen Streit um die Erbfolge anhuben, überwies er jedem von ihnen ein besonderes Fürstenthum, indem er selber die Oberherrschaft an *Erik „Blodöx“* („Blutaxt“) abtrat. Doch gab nun eben dies nach dem Tode *Harald „Harfags“* Veranlassung zur Wiederaufnahme des Erbfolgestreits, so dass man, um dem ein Ende zu machen, *Hakon den Guten*; Eriks Bruder, aus England gegen „*Blodöx*“ berief (939). Letzterer wurde von *Hakon* verdrängt, getödtet, und hierauf der ebengenannte in einen Krieg mit dem dänischen Könige *Harald „Blaatand“* („Blauzahn“) verwickelt, in welchem auch er sein Ende fand. —

Die Versuche das Christenthum in Skandinavien einzuführen¹ dauerten fast zweihundert Jahre, ehe es in der That gelang das zähe Heidenthum zu entkräften. In Dänemark war dies zunächst der Fall. Hier war wenigstens durch die Missionen *Ansgars* und durch die Taufe *Haralds*, seiner Söhne und vieler Vornehmen, die ihn nach Franken begleitet hatten, zuerst der Grund dazu gelegt worden. Und wenn sich nun auch noch die nächsten Nachfolger, wie *Erik I.* und *Erik II.*, dieser Lehre feindlich erwiesen, fand sie dann doch schon an einigen der darauf folgenden Könige, wie gleich an dem Sohne Eriks II., an *Kanut*, mehrfach Beförderer. Nichtsdestoweniger aber gelang es doch erst seit Bekehrung *Harald „Blaatands“*, zwischen 936 und 986, sie erfolgreicher auszubreiten. Auch trat ihr selbst dann noch einmal dessen Sohn *Sveno* mit äusserster Härte entgegen, doch war dies nun auch das letzte Aufflackern des schon verlöschenden Heidenthums. Unter seinem Sohn und Nachfolger, dem Besieger von Engelland, *Kanut dem Grossen* (um 1014) wurde letzteres gesetzlich verboten und statt dessen das Christenthum zur allein herrschenden Staatsreligion. Hiernach sodann fand es an *Kanut IV.* (um 1086) sogar einen so heftigen Vertreter, dass man ihn unter „die Heiligen“ versetzte. —

Noch langsamer ging die Verbreitung in Schweden. Nicht nur dass sich hier nach den missglückten Missionen *Ansgars* in 70 Jahren kein christlicher Priester mehr blicken liess (S. 383), konnte man dieser neuen Lehre überhaupt nur durch eine allmä-

¹ Nächst den betreffenden Abschnitten in den oben (S. 376) genannten Werken von E. G. Geijer, G. Eckendahl und C. Dahlmann, s. besond. F. Münter. Kirchengeschichte von Dänemark und Norwegen. Leipzig 1823 und die zusammenfass. Darstellungen bei K. Haase. Kirchengeschichte. Leipzig 1834. S. 275 und C. Jüdae. Geschichte der christlichen Kirche. Berlin 1838 S. 333 ff.

lige Vermischung derselben mit heidnischen Bräuchen einigermaßen Eingang verschaffen. Solches geschah unausgesetzt hauptsächlich vom Erzstift Bremen aus, das sich in Verbindung mit Hamburg fortdauernd der kräftigsten Unterstützung des sächsischen Kaiserhauses erfreute. Aber gerade diese Vermischung trug nicht unwesentlich dazu bei, den Sieg des Christenthums zu verzögern. Nicht eher als bis um 1001 sich der König *Olaf „Skotkonung“* frei zum christlichen Glauben bekannte und ihn selbstthätig befördern half, gewann dieser hier eine kräftigere Stütze. Auch schwand nun trotzdem der letzte Rest des Heidenthums aus dem Volksbewusstsein nur sehr allmählig und zwar nicht eher als bis der fromme König *Inge*, der bis 1112 regierte, in einem äusserst hartnäckigen Kampf die uralten Volkshelighümer zerstört und schliesslich König *Erik der Heilige* um die Mitte des zwölften Jahrhunderts für die allgemeine Einführung des christlichen Kultus vorgesorgt hatte.¹

Früher, etwa gleichzeitig mit Dänemark, wurde Norwegen bekehrt. Nach hierhin hatten höchstwahrscheinlich die aus den fremden christlichen Ländern zahlreich heimkehrenden „Wikingen“ schon im Verlauf des neunten Jahrhunderts den Samen des Christenthums übertragen. Zwar fiel derselbe gleichfalls zuvörderst auf einen ihm wenig günstigen Boden, doch fand er immerhin einen Boden, der sich ihm nicht gänzlich verschloss. Und wenn es auch weder schon *Härald „Blaatand“* noch *Hakon dem Guten* vergönnt wurde, den christlichen Glauben einzuführen, war man ihren Bestrebungen doch nicht so schroff entgegen getreten, wie dies in Dänemark und Schweden geschah. Man liess es sich eben im Frieden genügen, dass sie einstweilen davon abstanden. Indess was jene noch nicht vermocht, das vollzog dann mit Muth und List der König *Olaf „Trygvæson“*. Dieser, gleich den früheren Königen, bereits im christlichen Glauben erzogen, verwandte den grössten Theil seiner an sich nur kurzen Regierung auf diesen Zweck (995—1000). Alle nach ihm noch vorhandenen Ueberreste des Heidenthums wurden hierauf durch *Olaf den Dicken* (von 1017 bis 1030) vorzugsweise dadurch vermittelt, dass er im Kampfe für seinen Glauben gegen die heidnischen Norweger fiel, die sein Reich an den dänischen König *Kanut den Grossen* verrathen hatten. Denn bereits kaum nach einem Jahre, in welchem *Kanut* die Oberherrschaft über die Norweger ausübte, machte er sich diesen der Art verhasst, dass sie in reuevollem Hinblick auf *Olaf*, den Leichnam desselben ausgruben und, da man diesen unversehrt

¹ Vergl. E. G. Geijer. Geschichte des schwedischen Volks. I. S. 141.

fand, ihm die höchste Ehre erwiesen. Nun ward Olaf nicht lange danach heilig gesprochen und seitdem der Schutzpatron Scandinaviens. —

Seit der Befestigung des Christenthums nimmt die Geschichte dieser Reiche einen ziemlich gleichartigen Verlauf. Nächst dem dass es während des langen Zeitraums seiner Ausbreitung nirgend an gegenseitigen Befehdungen, an zahlreich blutigen Kämpfen im Innern und an sonstigen Heerfahrten fehlte, war es vorzugsweise Dänemark, das sich nach Aussen bethätigte. Noch hatte man nicht die heftigen Kriege zwischen *Gorm* und *Heinrich I.* (bis 931) und zwischen „*Blaaland*“ und Kaiser *Otto* (um 948) vergessen, als sich gleich wieder „*Blaalands*“ Nachfolger, *Sveno I.* „*Tveskiäg*“, gegen *Otto III.* vergriff. Da *Sveno* sich im Nachtheil sah, wandte er sich gegen England, von wo er mit reicher Beute heimkehrte. Bei einem zweiten Einfall daselbst gelang es ihm das Reich zu erobern und es sich förmlich zu unterwerfen. Nach seinem Tod kam es an seinen Sohn *Kanut*, während sein anderer Sohn, *Harald III.*, Dänemark erhielt. Da *Harald* schon nach zwei Jahren starb, trat *Kanut* auch dessen Erbe an. — *Kanut*, welchen die Geschichte mit dem Beinamen des „*Grossen*“ schmückt, wurde der Schrecken seiner Zeit. Sein Hauptaugenmerk blieb auf Engelland gerichtet, wogegen er Dänemark vernachlässigte. Im Jahre 1027 unternahm er eine Reise nach Rom. Sobald er hier die Nachricht erhielt, dass Dänemark sich durch Usurpation von ihm loszureissen drohe, kehrte er 1031 in sein gefährdetes Reich zurück, befestigte sich dort wiederum und setzte sich ausserdem in Besitz des norwegischen Königthums. Bei alledem versäumte er nicht sowohl durch Beförderung des Ackerbaues, als auch durch Anordnung heilsamer Gesetze die Sitten seines Volks zu mildern, das sich denn auch bis an seinen Tod (im Jahre 1036) allgemeiner Ruhe erfreute. — Seine ihm rechtmässig folgenden Söhne theilten die Erbschaft unter sich. Sie indess herrschten unglücklich: *Kanut III.*, nachdem er sich England zugeeignet hatte, überliess sich der Völlerei, der er nach wenigen Jahren erlag (1041). Dänemark ward von Norwegen bedroht und schliesslich von dem norwegischen Könige *Magnus I.* unterjocht. Erst nach dem Tode dieses Eroberers, im Jahre 1047, vermochte *Sven Magnus Estritson*, *Kanuts* Neffe, sich wiederum Dänemarks zu bemächtigen und fortan seine Dynastie, die der *Ulfinger* fest zu begründen. Als sodann *Sven* noch insbesondere mit *Harald* „*Hardrage*“ den ferneren Kampf um die Krone ausgekämpft hatte, bemühte er sich vorzugsweise um die Ordnung der christlichen Kirche. Er gründete

vier neue Bisthümer — Viborg, Borglum, Lund und Dalby — und stattete sie nach Kräften aus. Verwickelt in einem glückwechselnden Kampf mit *Wilhelm dem Eroberer* von England, starb er um 1076.

Während *Svens Magnus* mannigfacher nach Innen gerichteter Thätigkeit war es allmählig dem Adel geglückt, sich, wenigstens dem Volk gegenüber, eigene Vorrechte anzumaassen und überaus drückend auszuüben. Solches Verhältniss steigerte sich, als sein schwacher Sohn *Harald IV.* „*Hein*“ den Thron eingenommen hatte. Dies in Verbindung mit der dem Könige angeborenen Kraftlosigkeit, führte zu einer Missstimmung, welche bedrohlich um sich griff. Dazu kam noch, dass Haralds Nachfolger, *Kanut IV. der Heilige*, sich gänzlich der Geistlichkeit überliess, sie ungemein begünstigte und in Folge dieser Gunst sein Volk mit Steuern belastete. Alles dieses zusammengenommen, auch noch vermehrt durch einen unglücklichen Kriegszug Kanuts nach Engelland gegen seinen Bruder *Olaf*, veranlasste schliesslich eine Verschwörung, welche in ihrem weiteren Verlauf den Staat vollständig zerrüttete (1086). Mit der dadurch hervorgerufenen Unbestimmtheit der Erbfolge standen sich seine nächsten Nachkommen unausgesetzt mit dem Schwert gegenüber, indem sie unter Verbrechen und Greueln das Reich im Grunde zersplitterten. Erst nachdem solcher trostloser Zustand beinah siebzig Jahre gewährt, gelang es *Waldemar dem Grossen* (um 1157) die Ordnung wiederum herzustellen. Bei der ihm eigenen Umsicht und Kraft vermochte er selbst nicht lange nachher sein Reich durch wichtige Eroberungen in Pommern und Meklenburg zu verstärken, auch die noch heidnische Insel Rügen seinem Schwerte zu unterwerfen. Obschon nun Waldemar fast unaufhörlich im Kampfe mit den Wenden lag, ausserdem sich im eigenen Lande gegen Anfechtungen seiner Verwandten vielfach kriegerisch bethätigen musste, erfuhr dies nichtsdestoweniger manche weise Beförderung. Doch war dies zum Theil das Werk *Absalons*, Bischofs von Röskilde, an dem er namentlich für die Leitung der inneren Angelegenheiten die kräftigste Stütze gefunden hatte. So auch bemühte sich *Absalon* um die Bekehrung der Rügianer, welche durchaus nicht erfolglos blieb. — Nach dem Tode *Waldemars* erbte das Reich sein Sohn *Kanut VI.* Dieser vermehrte nicht ohne Glück die Eroberungen seines Vaters, indem er sich in Besitz von ganz Pommern nebst Stettin und Wolgast setzte. Hierauf schritt er längs der Nordküste nach Esthland, Livland und Kurland vor, wo er ebenfalls siegreich kämpfte und die Bevölkerung (1196) mit Gewalt zur An-

nahme des Christenthums zwang. Inzwischen hatte sich gegen ihn der Bischof *Waldemar* von Schleswig, ein Sohn *Kanuts V.* erhoben. Zwar liess er denselben gefangen nehmen, doch sah er sich durch die gegnerische Einmischung *Ottos* von Brandenburg und *Adolfs* von Nassau dazu gedrängt, sich an den deutschen Kaiser *Otto IV.* von Braunschweig, seinen Schwager, mit dem vorschläglichen Antrag zu wenden, ihn zu seinem Lehnsherren zu machen. Indess noch bevor er sein Reich wieder sah, starb er auf der Rückreise dorthin um das Jahr 1202.

Nach ihm erhielt sein jüngerer Bruder *Waldemar II.* die Oberherrschaft und zwar unter dem ausgedehnten Titel „König der Dänen und Wenden, Herzog von Jütland und Oberherr von Nord-Albingen“. Anfänglich beständig vom Glücke getragen, unterwarf er sich Lauenburg, bald darauf, um 1204, Norwegen und, in noch weiterem Verlauf, die zum Theil wieder abgefallenen Ostseeprovinzen und 1209 das von Polen besetzte Danzig. Nach noch mannigfach anderen Kämpfen, so mit dem Markgrafen von Brandenburg und den kaiserlichen Pfalzgrafen, auch nachdem er noch insbesondere die Liefländer wegen ihres Rücktritts zum Heidenthum heimgesucht hatte, nahm er seinen Sohn *Waldemar* zu seinem Mitregenten an. Seitdem jedoch wandte sich sein Glückstern, wozu er indess selbst die Veranlassung gab, da er die ihm anvertraute Gattin des Grafen Schwerin entehrte, während sich dieser auf einer Wallfahrt nach Jerusalem befand. Kaum war derselbe zurückgekehrt, begann er sofort seinen Gegner auf das Heftigste zu bedrängen. Unter den dadurch herbeigeführten unaufhörlichen kleinen Kriegen unternahmen es erst die Pommern, dann die Wenden und Liefländer, sich von Dänemark loszusagen, so dass *Waldemar* nach und nach alle slavischen Besitzungen wieder verlor. In dem vergeblichen Bemühen, diese abermals zu erobern, starb er um 1241. Ein bleibendes Denkmal seiner Herrschaft ist die Stiftung des *Danebrogorden*. — Da schon während seiner Regierung sein Sohn *Waldemar* gestorben war, wurde nunmehr, mit Uebergehung seines älteren Sohnes *Kanut*, sein jüngerer Sohn *Erik*, als *Erik IV.* „*Plogpenning*“, auf den Thron erhoben. Solche ungerechte Erhebung führte Familienzwise herbei, denen *Erik* um 1250 als ein gewaltsames Opfer erlag und welche in ihren weiteren Folgen den Staat fast fünfzig Jahre hindurch — von der Besitzergreifung des Thrones seines listigen Bruders *Abel* bis auf *Erik VI.* „*Meneved*“ (bis 1298) — im tiefsten Grunde erschütterten.

Aehnlich, wie in Dänemark, ging es in Schweden und Norwegen zu. — In Schweden musste der erste christliche König

Olaf „Skootkonung“ alsbald nach seiner Volljährigkeit manche äusserst hartnäckige Fehde mit *Olaf „Trygvaeson“* von Norwegen und mannigfache Zerwürfnisse im eigenen Lande, namentlich gegen die Unterkönige ausfechten, die er allmählig entkräftete. Nach ihm, im Jahre 1014, kam das Reich an seinen Sohn *Jakob*, der ihm schon früher gezwungenermaassen zum Mitregenten bestimmt worden war. Letzterer sah sich fast bis an sein Ende (um 1051) in Kriegen mit den Dänen verwickelt, die er nicht ohne Glück bestand. Ingleichem sein Nachfolger *Emund der Alte*, der letzte Sprosse aus dem Geschlechte *Ivar Vidfamnes*, der in diesen dänischen Kriegen 1060 endete. Als hierauf die schwedische Krone an *Stenkil*, den Sohn des Westgothen *Jarl Ragwald*, kam, wurden nun dadurch Zwistigkeiten und innere Wirrnisse herbeigeführt, die sich dann gleich wie in Dänemark mit nur wenigen Lichtblicken, begleitet von den gemeinsten Verbrechen, bis zu der Ermordung *Inge II.* (um 1130) hinzogen. Mit ihm erstarb das Geschlecht *Stenkils*. Und abermals erneuerten sich die Erbstreitigkeiten um den Thron. Sie führten zu völlig anarchischer Willkür, aus welcher schliesslich *Swerker I.*, ein Nachkomme *Blot Svens*, sich erhob. Nicht lange nachdem dieser das Reich im Wesentlichen beruhigt hatte, wobei er namentlich der Geistlichkeit grosse Vorrechte einräumte, um 1152 gerieth er mit den Dänen in Kampf, worauf er nach drei Jahren verschied. Fortan wurde der schwedische Thron abwechselnd mit Sprösslingen aus dem westgothischen Stamme *Swerkers* und aus dem altschwedischen Stammgeschlechte *Bondes* besetzt, was indess wiederum nur dazu beitrug, neue Parteikämpfe zu befördern und die Regierung an und für sich nach Aussen und Innen abzuschwächen. Unter solchen Verhältnissen gelang es dann auch dem hiesigen Adel, ähnlich wie dem dänischen, sich auf Kosten der Rechte des Volks, besondere Freiheiten zu erwerben. Doch blieben auch hier die Folgen nicht aus, die sich denn ebenso, wie in Dänemark, in einer immer tiefergreifenden Zerrüttung des Landes äusserten, bis endlich *Waldemar I.*, noch unter Vormundschaft seines Vaters, in dem Jahre 1250 kräftig sich dagegen erhob. Unter seiner selbständigen Regierung trat dann allmählig wiederum eine mehr gesicherte Ruhe, wenngleich noch keineswegs eine vollständige Beseitigung der Missstände ein. Ja diese währten unausgesetzt, genährt durch die Ansprüche seiner Brüder, bis auf die Erhebung *Birgers II.*, bis um 1303.

Norwegen hatte nach dem Ableben *Harald „Harfagrs“* und zwar insbesondere seit der Verdrängung seines Urenkels *Eriks*

„Blotöa“ bis zu dem Tode *Olafs I.* „*Trygvæsons*“, bis 1000, hauptsächlich im eigenen Lande die heftigsten Wirrnisse zu bestehen. Sie endeten mit einer Theilung des Reichs zwischen Schweden und Dänemark. Solche Zertheilung währte jedoch nur bis zum Tode *Kanuts* von Dänemark, bis um 1036, da die Norweger nun *Magnus I.*, den Sohn *Olafs des Heiligen* beriefen, als letzterer im Befreiungskampfe seines Reiches gefallen war (S. 385). *Magnus* machte nicht allein Norwegen wiederum unabhängig, sondern erwarb auch ganz Dänemark, was freilich abermals blutige Kämpfe und schliesslich sogar eine neue Theilung seines Reiches nach sich zog. Auch folgte, dass sich nach seinem Tode (um 1047) unter seinen nächsten Thronerben — zwischen *Harald III.* dem „*Harten*“, der Norwegen erhalten hatte, und König *Sveno Estridson*, dem Dänemark zugefallen war — ein überaus bitterer Streit entspann, welcher dann erst mit der Thronbesteigung *Magnus II.*, des Sohnes *Haralds*, im Jahre 1066, eine friedlichere Wendung nahm. *Magnus* starb 1069 und hinterliess den Thron seinem Bruder *Olaf III.* dem „*Friedfertigen*“, seinem früheren Mitregenten. *Olaf* verstand es durch weise Beschränkung und durch besondere Einrichtungen zur Förderung des Gemeinwohls der Bürger, wie durch Begünstigung des Gildewesens und eine der Hebung der Industrie angemessene höfische Pracht, dem Reiche neue Kraft zu verleihen und ihm den Frieden zu erhalten. Eine solche glückliche Ruhe wurde indess nur allzubald nach seinem Tod (um 1093) durch seinen Sohn und Nachfolger *Magnus III.* den „*Baarfüssigen*“ auf geraume Zeit unterbrochen. Denn da man ihn nicht als den rechtmässigen Erben des Throns anerkennen wollte, erhob sich sofort ein Widerstreit der verschiedenen Parteiungen, was zugleich die Erhebung einzelner Usurpatoren begünstigte. Dieser Streit dauerte abwechselnd beinahe bis zu seinem Tod, den er nach mehrfach siegreichen Kämpfen gegen den schwedischen König *Inge* und gegen Irland auf seinem Rückzug von hier um 1103 erlitt. —

Durch alle diese Verhältnisse wurde das Reich dergestalt erschüttert, dass es auch noch unter keinem der nächsten Nachfolger des *Magnus* zur Ruhe kam. Vielmehr wiederholten sich diese Wirren in immer tiefergreifender Weise fast volle hundert Jahre hindurch, bis endlich um 1223 *Hako V.*, unterstützt von den „*Birkbeinern*“ und „*Baglern*“, gemeinhin als König anerkannt wurde. Erst ihm gelang es das Volk zu beruhigen und das fast gänzlich gesunkene Ansehen seines Staats wiederum aufzurichten, indem er alsbald durch ein Gesetz für die Erbfolge Sorge trug, und sich

für die Wiederbelebung des Handels und des Ackerbaues bemühte, auch Bündnisse mit der „Hansa“ schloss. So fiel das Reich an *Magnus VII.* Dieser verfolgte nicht ohne Umsicht die Pläne seines Vorgängers. Nachdem er (von 1262 bis um 1266) in Schottland mit Glück gekämpft hatte, gab er sowohl der Thronfolge, als auch den inneren Lebensverhältnissen, wie überhaupt dem ganzen Staatswesen, durch Aufstellung von neuen Gesetzen eine noch bestimmtere Form, wobei er leider die Geistlichkeit über Gebühr bevorzugte. Aus diesem letzten Umstand vornämlich erwuchs sodann aber in der Folge seinem Sohn und Nachfolger, *Erik II.*, ein Zankapfel, der ihm sogar den Beinamen eines „Priesterhassers“ erwarb. Im Weiteren ward er in einen langwierigen Krieg mit Dänemark verwickelt, und hierauf in einen Streit mit der „Hansa“, den er (um 1285) nur dadurch zu beschwichtigen vermochte, dass er sich diesem Bunde anschloss und ihm die unbeschränkte Freiheit innerhalb seines Reichs zusagte. Mit dem Tode seines Nachfolgers und Bruders *Hako VII.*, der von 1299 bis um 1319 fast unausgesetzt mit Dänemark, mit Schweden und Russland in Fehde lag, fiel endlich Norwegen an seinen Enkel *Magnus Smek*, den König von Schweden. —

Island ist seiner Geschichte nach als ein Theil Norwegens zu betrachten.¹ Ueberhaupt aber ward diese Insel erst um die Mitte des neunten Jahrhunderts von dem Wikinger *Nadd-Odd* durch einen Zufall, von dort aus, entdeckt.² Zwar wurden alsbald nach ihrer Entdeckung mehrere Abenteurer bewogen, sie noch näher zu untersuchen, doch blieb sie einstweilen unbewohnt, sicher bis um 870, zu welcher Zeit die Zwangsherrschaft *Harald „Harfags“* eine Anzahl vornehmer Norweger veranlasste, sich nach dahin überzusiedeln. Ihnen schlossen sich allmählig in immer rascherer Zunahme zahlreich Unzufriedene an, wozu sich später auch dänische und schwedische Familien gesellten, so dass Island in kurzer Frist sehr beträchtlich bevölkert war. Selbst schon als

¹ C. F. Köppen. Literarische Einleitung in die nordische Mythologie. Berlin 1837. S. 24 ff. P. A. Munch. Det norske Folks Historie etc. Uebersetzung von F. Claussen. Das heroische Zeitalter der nordisch-germanischen Völker. S. 224 ff. K. Weinhold. Altnordisches Leben. S. 25 ff. — ² Dies die allgemeine Annahme. Nach den neuesten Forschungen indess „war der Däne Gardar von schwedischer Herkunft der erste Normanne, der im Jahre 863 Island entdeckte. Nur ein paar einzelne Oerter an den Küsten dieses Landes waren etwa um ein halbes Jahrhundert früher von irländischen Eremiten besucht worden. Elf Jahre später, 874, begann der Norweger die Colonisation des Landes, welche in sechzig Jahren vollendet wurde.“ C. Rafn in der Beilage zu Mémoires de la société royale des Antiquaires du Nord. 1848 bis 1849. Kopenh. 1852.

es *Harald* versuchte, sie mit Gewalt in Besitz zu nehmen, vermochte sie ihm zu widerstehen. — Unter solchen Verhältnissen schritten die Isländer rasch dazu, sich auch staatlich zu befestigen. Bereits um 928 erhielten sie durch *Ulfiot*, einen der vornehmsten Ansiedler, eine gesetzlich bestimmte Verfassung, die nach alt-nordischem Muster verfasst, dem Wesen des Volks der Art entsprach, dass sie nah an dreihundert Jahren ohne einige Veränderung bestand. Ebenso willig wie diese Verfassung, und nur um wenige Jahrzehnte später (etwa um 1000), nahmen sie durch einen eigenen Reichstagsbeschluss allgemein das Christenthum an, nachdem es ihnen im Verlauf von 981 bis 996 durch Missionare gepredigt war. Als sie später Ostgrönland entdeckten, blieben sie selber sorgsam bemüht, die neue Lehre dahin zu verbreiten. — Dieser Zustand wurde dann erst im dreizehnten Jahrhundert erschüttert. Es erhob sich ein wechselnder Kampf zwischen den alten Adelsgeschlechtern und dem bisherigen Freibürgerthum um die alleinige Obergewalt. Er endete damit, dass man sich, nur um Wiederherstellung der Ordnung, im J. 1261 *Hako V.* unterwarf. Seitdem blieb die Insel unausgesetzt dem norwegischen Scepter unterthan, bis mit dem Tode *Hako VII.* Norwegen der schwedischen Krone zufiel.

Bevor das Christenthum seinen mildernden Einfluss auf die urthümliche Sitte der nordischen Völker ausüben konnte, trug diese durchgängig das Gepräge naturwüchsiger Ungebundenheit. Gleichviel zu welchen besonderen Formen sich letztere auch schon früh ausbildete, hatten sich diese Formen zunächst doch immer nur unter den Bedingungen der Oertlichkeit zu entwickeln vermocht, wenn auch natürlich nicht ohne Mitwirkung der dem Volke ureigenen geistigen Befähigung. Solche örtliche Fesseln indess waren wohl nirgend straffer gespannt, als gerade in den nordischen Ländern. Hier bot sich den östlichen Einwanderern eine Naturbeschaffenheit dar, die sie zur Fristung ihres Daseins zu einer Thätigkeit aufforderte, welche nur wenig zur Beförderung weichlicher Sitte geeignet war. Bei weitem der grösste Theil dieser Länder war mit Urwaldungen bedeckt und wo, wie auf den dänischen Inseln und im mittleren Dänemark selbst, sich weitere Wiesenstrecken ausdehnten, wurden diese aufs Vielfältigste von breiten Mooren und Sümpfen durchschnitten.¹ Im Ganzen fand sich im Norden

¹ Vergl. im Allgem. die Schilderung bei Adam v. Bremen IV. 1 ff.

nur wenig wirklich ackerbaufähiger Boden,¹ so dass sich denn hier der germanische Stamm vorerst wesentlich auf die Ausübung der Jagd, der Viehzucht und Fischerei — auf Wald und Meer — angewiesen sah,² obschon er bereits von Hause aus den Betrieb des Ackerbaus kannte.

Innerhalb einer solchen Umgebung, die ein unausgesetztes Ringen nur um das Dasein erforderte und die überdies die beschwerlichsten klimatischen Erscheinungen von Winter und Wetter in sich vereinte, musste dann aber wohl der Nordländer zu einer Anschauungsweise erstarken, in der ihm persönliche Körperkraft und Muth über Alles als Tugend erschien und welche Weichherzigkeit tieferen Gefühls auf enge Grenzen zurückdrängte. Aber bei aller Fähigkeit gerade des germanischen Stammes, jene härteren Eigenschaften selbst bis zu äusserer Rohheit zu steigern, waren ihm doch auch von vornherein alle Grundzüge zur Entfaltung einer höhern Sittlichkeit und damit gleichsam ein seine Härte läuterndes Gegengewicht gegeben. Diese Grundzüge, wodurch er sich von seiner vermuthlich asiatischen Vorbevölkerung zumeist unterschied, lagen wesentlich in dem Gefühl eines engeren Familienverbands und in der ihm ureigenthümlichen Achtung vor dem weiblichen Geschlecht. In diesen beiden Grundzügen vorzüglich beruhte der Keim zu seiner besonderen, geistigen Ausbildungsfähigkeit, die sich dann bald auch in einem Bestreben nach erweiterter Anschauung und bestimmter Ordnung des Aussenlebens bekunden mochte.

Bei alledem konnten sich allerdings unter den einmal gegebenen Umständen sonstige Bedürfnisse immerhin nur ziemlich langsam ausbilden. Wo eben wie hier eine zähe Natur allein schon alle Kräfte beanspruchte, blieb im Ganzen nur wenig Raum zu anderweitiger Bethätigung. Alle Betriebsamkeit der Nordländer musste sich vorläufig auf die Beschaffung nur des Nothdürftigen einschränken. Ihnen ward die Genügsamkeit gewissermaassen zu einem Gesetz, das schliesslich jedweden äusseren Mangel mit festem Gleichmuth ertragen lehrte. —

Wie lange nun diese Bevölkerung in einem derartigen Zustande verharrete, wird sich schwerlich ermesen lassen. Wohl sicher währte solcher noch weit über die Zeit ihrer Einwanderung,

¹ So beträgt in Norwegen das für den Ackerbau geeignete Land wenig mehr als den zwanzigsten Theil des ganzen Flächeninhalts. A. Munch. Das heroische Zeitalter der nordisch-germanischen Völker. (Uebers. von F. Clausen). S. 2. — ² Noch im zwölften Jahrhundert gab es in Dänemark verhältnissmässig wenig Ackerbauer, dagegen reiche Heerdenbesitzer. Vgl. K. Weinhöld. Altnordisches Leben. S. 36.

vielleicht noch selbst bis nach ihren ersten kriegerischen Zusammenstößen mit den überaus reichen Völkern der südlichen und westlichen Länder hinaus. Zwar ist es nicht geradezu unwahrscheinlich, dass sie nicht schon ihrer Vorbevölkerung manche thätige Förderung verdankte, doch dürfte diese im Grunde genommen nur wenig nachhaltig gewesen sein. Auch hätte sie höchstens nur in der Aufnahme einzelner dieser Bevölkerung ureigenen Handwerkerzeugnisse und Handfertigkeiten bestehen können: denn dass eben jene die Germanen lange vor ihrer Einwanderung in technischer Hinsicht weit übertraf, legen die sachlichen Ueberreste, die man derselben zuschreiben muss, wenigstens im Verhältniss zu dem, was von der handwerklichen Thätigkeit der letzteren vor Augen liegt und anderweitig berichtet wird, ziemlich unzweideutig dar.

Zweifelloser, als solcher Einfluss ist die schon frühzeitige Verbindung mit *Italien*, *Byzanz* und dem *Osten*.¹ Sie wird durch Funde von Alterthümern von augenscheinlich römischer und byzantinischer Abstammung² und namentlich durch Münzfunde bestätigt, die man in nicht geringer Anzahl im südlichen Skandinavien machte (S. 378). Die frühesten unter diesen Münzen gehören den römischen Imperatoren bis zum zweiten Jahrhundert an; die zunächst ältesten sind byzantinisch und datiren im Allgemeinen aus dem fünften und sechsten Jahrhundert. Ihnen folgen arabische Münzen aus dem Zeitraum vom Ende des siebenten bis um die Mitte des elften Jahrhunderts und zwar hauptsächlich von 890 bis 955.³

Aber wenn gleich aus diesen Funden ohne einigen Zweifel erhellt, dass in den durch sie bezeugten Epochen der südliche und östliche Handel sich bis nach Skandinavien erstreckte, dürfte es dennoch misslich sein, daraus auch etwa den Schluss zu ziehen, dass die Nordländer überhaupt schon im Verlauf bis zum siebenten Jahrhundert von *Italien* und *Byzanz* entschiedener beeinflusst worden seien. Was sie während dieses Zeitraums und vielleicht noch darüber hinaus von dort an Gegenständen erhielten, ward ihnen einzig und allein auf einem vielfach verzweigten Wege, durch Zwischenhandel, zugeführt. Von einer direkten Handelsver-

¹ Vergl. über den „Verkehr der Normannen mit dem Osten die Notiz“ aus C. C. Rafn. *Antiquités Russes et Orientales d'après les monuments historiques des Islandais et des anciens Scandinaves* in *Mémoires de la société royale des Antiquaires du Nord*. 1848–49. Kopenh. 1852. Anhang. — ² Vergl. J. A. Worsaae. *Nordiske Oldsager i det Kongelige Museum i Kjöbenhavn* 2. Ausg. S. 69 ff. Abbildg. No. 296 bis No. 318 u. S. 93. Abbildg. No. 397 ff. — ³ K. Weinhold. *Altnordisches Leben*. S. 98.

bindung war unfehlbar kaum schon die Rede. Und wenn sie allerdings in den Besitz von mancherlei ausgezeichneten Kunsterzeugnissen gelangen konnten, blieben sie hinsichtlich ihrer weiteren Entwicklung nichts destoweniger immerhin noch auf sich selber beschränkt.

Freilich wohl mochte auch schon dieser nur mehr zerstreute Zwischenverkehr eben nicht ohne jedwede Einwirkung auf ihre Anschauungsweise sein, sofern derselbe sie nach und nach mit Gegenständen einer verfeinerten Lebensweise bekannt machte. Indess wenn dieses auch in der That in weiterem Umfange statt gehabt hat, und sie dadurch etwa zu einer eigenen, dementsprechenden Betriebsamkeit aufgefordert worden wären, würde ihnen doch ihr eigenes Land die Mittel dazu versagt haben. Dies bot zur Ausübung von Handwerken zunächst fast ausschliesslich Holz und Thon. Der Reichthum Schwedens an Metall, vorzugsweise an Kupfer und Eisen, wurde erst ziemlich spät erschlossen.¹ Selbst noch bis ins dreizehnte Jahrhundert bezogen sie ihren derartigen Bedarf theils und zwar zumeist aus der Fremde, wie es scheint, aus *England*, theils aus dem grade zu Tage liegenden, doch nur wenig ergiebigen Sumpfeisenstein und Eisenthon. Im Uebrigen sahen sie sich hauptsächlich auf die Rohstoffe angewiesen, die ihnen Jagd und Viehzucht gewährten. — So aber blieb denn auch die Ausbildung einer selbständigen Gewerblichkeit im Ganzen dergestalt zurück, dass mindestens bis zum zwölften Jahrhundert jeder Einzelne genöthigt war, das Nothwendige sich selbst zu beschaffen oder durch Leibeigene, im eigenen Hause, beschaffen zu lassen. Erst im Verlaufe dieses Jahrhunderts begann in den grösseren Kaufstädten ein „Handwerkerstand“ sich zu entwickeln.²

Eben dieser Mangel jedoch, der dem Nordländer je fühlbarer wurde, je mehr er die Schätze anderer Völker kennen und geniessen lernte, musste ihn selbstverständlich zu einem nur um so thätigern Beförderer eines ausheimischen Handels machen. Vielleicht dass geradezu durch diesen Mangel die „Wikingierzüge“ veranlasst wurden; ³ jedenfalls kamen durch diese Raubzüge noch grössere Schätze nach Skandinavien, als auf dem an sich kostspieligen Wege des bloß friedlichen Verkehrs.⁴ Zwar mochten nun

¹ K. Weinhold, *Altnordisches Leben*. S. 96 ff. — ² Vergl. unter andern auch E. Wilda, *Das Gildenwesen im Mittelalter*. Halle 1831. S. 70 ff. S. 316 ff. — ³ S. bes. K. Weinhold, *Altnordisches Leben* S. 103 ff. gegen die Ansicht bei A. Munch (*Det norske Folks Historie*) Uebersetzung von F. Clausen. *Das heroische Zeitalter der nordisch-germanischen Völker* S. 96 ff., S. 231 ff.; dazu die unten (S. 381 not. 1) angeführte Literatur. — ⁴ So heisst es ausdrücklich bei Adam v. Bremen IV. c. 6, wo er von Seeraub spricht „dasselbst ist viel Gold, welches durch Seeraub zusammengebracht wird.“

auch wohl noch diese Raubzüge auf das Verhalten im Allgemeinen keinen bedeutenderen Einfluss ausüben, dennoch aber konnten sie nicht gänzlich ohne Einwirkung bleiben, indem sie ja jene Raubschaaren selber stets in unmittelbarste Berührung mit den gebildetsten Völkern brachten, den Gesichtskreis erweiterten und die gewonnenen Anschauungen und mannigfachen Erfahrungen auf die Gesammtheit übertrugen. — Wie viel demnach auch der erwähnte Frühhandel den Skandinaviern Kunsterzeugnisse von fern her zugeführt haben mag, dürfte bei ihnen der Beginn eines Umschwungs ihrer Lebensweise mit allen seinen äusseren Erfolgen doch erst seit der weiteren Ausdehnung der „Wikingerzüge“, nicht vor dem neunten Jahrhundert anzunehmen sein.

Vermuthlich äusserte sich nun auch dieser Umschwung zuerst noch wenig verschieden von ihrer bisherigen Bethätigung nur in dem fortgesetzten Bestreben das was ihnen die reichere Fremde in immer grösserer Fülle darbot für sich selbst zu beanspruchen und, hinsichtlich des Sachlichen, zum grossen Theil als Beutestücke geradezu in Gebrauch zu nehmen. Namentlich von ihren späteren Zügen nach dem südlichen Engelland, nach Deutschland, Frankreich u. s. f. brachten sie stets eine reiche Beute nicht nur an kostbaren Gegenständen, als auch an Gefangenen mit heim, welche sie entweder verkauften oder zu eigener Bedienung verwandten.

In Folge der so erworbenen Reichthümer gewann im Norden allmählig die Neigung nach einer bequemerem Lebensweise und nach rein persönlichem Prunk einen immer weiteren Spielraum. Was die „Wikinger“ unter Gefahren des Meeres und Kampfes glücklich errangen, suchten nunmehr die „Wäringer“ auf einem weniger gefahrvollen Wege in Russland und in Byzanz zu erreichen (S. 382).¹ So wirkten auch sie nun in Weiterem auf die Nordländer daheim zurück,² indem sie (mindestens seit dem Beginn des zehnten Jahrhunderts) dem Handelsverkehr mit Byzanz und den östlichen Völkern einen festeren Boden verschafften. Von nun an bildeten vorzugsweise *Nowgorod* und einzelne Orte nahe am Ladogasee Hauptstapelplätze für diesen Verkehr (S. 335). Sonst aber war auch schon vor dieser Zeit durch die inzwischen stattgehabten Niederlassungen der Nordmänner namentlich in England und Frankreich der nordische Handel über-

¹ S. über diese „Wäringer“ oder Wäinger und ihre Festsetzung in Russland u. s. w. bes. A. Munch. *Det norske Folks Historie. Uebersetzg. von F. Claussen. Das heroische Zeitalter der nordisch-germanischen Völker.* S. 100 u. d. Not. — ² Vergl. auch im Allgemeinen C. F. Köppen. *Einleitung* u. s. w. S. 184.

haupt¹ um vieles lebendiger geworden als früher, so dass sich bereits im neunten Jahrhundert in Skandinavien selbst grössere Kaufplätze mit regem Marktverkehr erhoben, deren Mittelpunkt *Thunsberg* war und von denen sich insbesondere (wenigstens bis zum dreizehnten Jahrhundert) *Schleswig* und in Schweden *Birka*, nahe bei Upsala, auszeichneten. — Auf Grund aller dieser Verhältnisse konnte sich nun aber ohne Zweifel eine gewisse Ausgleichung des bisherigen Mischzustandes der nordischen Bevölkerung mit den bei den übrigen Völkern Europas allgemeiner herrschend gewordenen Einzelzuständen anbahnen. Auch dürften denn frühestens in diesen Zeitraum (seit dem Anfang des elften Jahrhunderts) ihre selbständigeren Versuche zu einer Kunstbethätigung fallen. Es würde sich demnach die letztere — abgesehen von früheren Versuchen in Nachahmung asiatischer und byzantinischer Vorbilder² — fortan hauptsächlich im engeren Anschluss an englische und fränkische Muster im Verein mit der dem Norden ureigenthümlich phantastischen Richtung³ zu jenen Formen entwickelt haben, in welchen sie sich in einigen der hochnordischen Gebiete fast ohne Veränderung bis heut bewegt.⁴

Bei weitem folgereicher indess, als alle bisher erwähnten Bezüge, ward für die weitere Aus- und Umbildung der Lebensweise der Nordländer ihre Bekehrung zum Christenthum. Auch selbst schon die frühesten Versuche, dasselbe bei ihnen einzuführen, hatten unfehlbar nicht ohne einigen Eindruck auf sie bleiben können. Je höher dann aber unter ihnen die Anzahl seiner Bekenner stieg, um so schneller musste dann auch die alterthüm-

¹ Bes. K. Weinhold. Altnordisches Leben. S. 98 ff. — ² Für eine derartige Nachahmung von Seiten der Scandinavier schon in verhältnissmässig früher Zeit, sprechen unter anderen eine Anzahl von rohen Nachbildungen byzantinischer und kufischer Münzen zu Schmuckanhängeln, die in den nordischen Ländern entdeckt worden sind: vergl. A. Worsaae. Nordiske Oldsager i det Kongelige Museum i Kjöbenhavn (2. Aufl.) S. 95 ff. Nro. 399 bis Nro. 409. Auch dürften die beiden, bei Gallehus in Schleswig um 1699 und 1734 gefundenen goldenen Hörner hierher gehören, die man sogar für wirklich orientalische (keltische) Arbeiten gehalten hat. S. darüber insb. P. E. Müller. Antiquarische Untersuchung der unweit Tøndern gefundenen goldenen Hörner. Aus d. Dänischen übers. von F. Abrahamson. M. 5 Kpfrn. Kopenhagen 1806. — ³ Man vergl. die Schilderung der zwar äusserlich glänzenden, aber wohl immerhin noch ziemlich urthümlichen Ausstattungsweise der Flotte Sveins Gabelbarts (seit 896) bei F. C. Dahlmann. Geschichte Dänemarks I. S. 97. — ⁴ S. dazu im Ganzen bes. die Vorbemerkung bei J. C. Dahl. Denkmale einer sehr ausgebildeten Holzbaukunst aus den frühesten Jahrhunderten in den innern Landschaften Norwegens. Dresd. 1837. Leitfaden d. nord. Alterthumskunde. Kopenh. 1837. S. 71. A. Worsaae. Nordiske Oldsager S. 93 ff.; dazu F. Kugler. Handb. d. Kunstgesch. (2. Aufl.) S. 498 u. dasselb. (3. Aufl.) II. S. 62 ff.; dessen Gesch. d. Baukunst. II. S. 568, und K. Schnaase. Gesch. der bildenden Künste im Mittelalter II. 2. Abthlg. S. 427 ff.

liche nordische Sitte, als eng verknüpft mit dem Heidenthum, ihrer Auflösung entgegengehen und sich schliesslich mit der Bekerung fast der gesammten nordischen Welt, etwa seit dem Jahre 1000, mit den christlichen Elementen mehr und mehr vereinbaren. Doch war es nicht allein dieser Wechsel, den das Christenthum an und für sich bei seinen Bekennern herbeiführte, vielmehr blieben diese fortan auch noch allen den Einflüssen sonstiger Verhältnisse ausgesetzt, die mit der Uebertragung desselben zunächst¹ aus den fränkisch-deutschen Ländern unmittelbar zusammenhängen. Nicht lange nachdem dort das Christenthum eine nicht mehr gefährdete, feste Stellung gewonnen hatte, waren es vorzugsweise Deutsche, die es sich angelegen sein liessen daraus den möglichsten Vortheil zu ziehen. An manchem der zahlreichen Bisthümer, die sich schon seit der ersten Hälfte des zehnten Jahrhunderts vornämlich in Dänemark, hierauf in Schweden und Norwegen² zum Theil unter grossen Begünstigungen der Geistlichkeit entfalteten, fanden sie dafür einen sichern und ergiebigen Anknüpfungspunkt. Wo es ihnen nur thunlich erschien, versuchten sie sich anzusiedeln und nach und nach allen Handwerksbetrieb und jeglichen Handel an sich zu bringen, was ihnen auch namentlich in Betreff der Handwerke um so eher gelang, als diese daselbst im Einzelnen vorerst noch wenig entwickelt waren. Aber auch hinsichtlich des Handels erreichten sie alsbald ihren Zweck, indem sie sich in den grossen Kaufplätzen besonders zahlreich niederliessen, sich daselbst fester vereinigten und durch glückliche Spekulationen bei weitem die grössten Reichthümer erwarben.

Gefördert durch solchen Betrieb und Verkehr erhoben sich nunmehr einzelne Städte, welche sich ihrer Lage wegen dem Handel vor allem günstig erwiesen, wie unter anderen Wisby auf Gothland und das um 1093 von *Olaf dem Ruhigen* als Kaufmannsstadt gegründete Bergen auf Kosten der älteren skandinavischen Kaufplätze (S. 398) zu einer vorher nicht geahnten Blüthe. In Bergen vornämlich waren die Deutschen den Eingeborenen gegenüber schon früh so übermächtig geworden, dass man sie um 1186 von dort mit gesetzlicher Strenge verwies, Indess schon um 1271 hatten

¹ Seit der engeren Verbindung Dänemarks und Englands durch Kanut den Heiligen, seit 1019, zogen auch viele englische Geistliche nach Scandinavien hinüber; vergl. H. Münter. Kirchengeschichte von Dänemark und Norwegen. Leipzig. 1823. I. S. 411. — ² So erstanden in *Dänemark* um 948 die Bisthümer Schleswig, Ripen und Aarhus, dann unter Kanut II. (seit 1026) die drei Bisthümer Schoonen, Seeland und Fünen und unter Sveno (1047) die Bisthümer Viborg, Borglum, Lund und Dalby; — in *Schweden* um 1164 das Erzbisthum in Upsala; — in *Norwegen* unter Olaf III. „Kirre“ um 1070 die Kathedrale von Drontheim u. s. w.

sie sich hier abermals zu einer Höhe emporgearbeitet, dass man nicht mehr umhin konnte, ihnen das Stapelrecht zu verleihen, wonach sie sich schliesslich Vorrechte auswirkten, welche den eigentlich heimischen Handel geradezu vernichteten.¹ — Im Uebrigen war der Nordhandel an sich zu immer grösserem Umfang erwachsen. Bereits seit Beginn des zwölften Jahrhunderts besuchten nordische Kaufleute, nächst den Märkten von Irland und Frankreich, die Märkte von Alexandrien. Und im Verlauf des dreizehnten Jahrhunderts knüpfte *Hakonson* von Norwegen eigene Handelsverbindungen mit dem Könige von Tunis an. —

Mit jener Uebersiedelung zugleich ward deutsche Sitte und Lebensweise unter den Skandinaviern verbreitet. Zwar fand nun wohl auch diese Verbreitung erst nur noch ziemlich äusserlich² und keineswegs ohne Schwankungen statt, da sogar verschiedene Machthaber, wie König *Erling* von Norwegen (von 1162 bis 1184), streng bei der volksthümlichen Weise verharren, doch gewann nichtsdestoweniger bald deutsches Wesen die Oberhand. Dies war denn zunächst in Dänemark der Fall, wo sich, wenigstens am Hofe, schon seit dem Anfang des zwölften Jahrhunderts das Deutsche förmlich einbürgerte.³ Hiernach verpflanzte es sich immer rascher auch auf die übrigen nordischen Höfe und auf die Bevölkerung der reichen Kaufstädte, so dass der Schluss des 12. Jahrhunderts als der Zeitpunkt zu betrachten ist, wo die Nordländer im Allgemeinen (natürlich mit Ausnahme der Bewohner der hochnordischen Gebiete und der kleineren Landstädte) der deutschen Sitte huldigten. — Schliesslich ist nicht unbemerkt zu lassen, dass bereits seit dem 11. Jahrhundert einzelne nordische Könige christgläubig nach Rom wallfahrteten und später auch viele aus dem Volk diese und noch weitere Reisen (sogar bis nach Palästina) vollzogen, was wohl gleichfalls nicht ohne Einfluss wenigstens auf die Anschauungsweise der Nordländer überhaupt bleiben konnte. —

Am längsten erhielt sich die nordische Sitte ungetrübt auf dem fernen Island. Dies hatte seine Bevölkerung gerade zu einer Zeit erhalten, in welcher in Skandinavien die uralterthümlichen Lebensformen noch in ziemlicher Reinheit bestanden. So wurden diese nach hier übertragen, wo sie alsbald durch das Gesetz *Ulfstots* selbst den Einwirkungen der christlichen Lehre

¹ K. Weinhold. Altnordisches Leben. S. 110 ff. — ² So führte bereits Olaf Kirre von Norwegen (1066–1093) an seinem Hof ausländische (deutsche) Tracht und Sitte ein, und in den Städten deutsches Gildewesen. F. C. Dahlmann. Geschichte Dänemarks. II. S. 134. — ³ K. Weinhold. Altnord. Leben S. 405.

gegenüber, einen festen Boden gewannen, auf dem sie sich wenigstens traditionell ungefährdet fortpflanzen konnten. Aus diesem, gleichsam in sich abgeschlossenen, urgermanischen Geist heraus entwickelte sich, und zwar, wie es scheint, seit dem Ende des zwölften Jahrhunderts auf Grund uralter geschichtlicher Sage eine reiche dichterische und ungebundene Literatur, die indess auch fast die einzige Quelle für eine nähere Vergegenwärtigung des altnordischen Lebens ist.¹

Die Tracht.

Tacitus sagt in seiner *Germania* (c. 46): „Bei den Fennen herrscht ungläubliche Roheit und fast Ekel erregende Armuth. Weder besitzen sie Waffen noch Pferde, noch irgend einen festen Herd. Zur Nahrung dienen ihnen Kräuter, zur Kleidung Thierfelle, zum Lager die Erde. Ihr einziger Verlass sind ihre Pfeile, die sie in Ermangelung von Eisen mit Spitzen aus Knochensplintern versehen. Männer und Weiber ernährt nur die Jagd, denn die Weiber ziehen mit jenen und erbitten sich Antheil der Beute. Auch die Kinder sind nicht gesichert vor wilden Thieren und Regenschauern, als nur durch ein Flechtwerk von Baumzweigen. Dahin kehren die Jünglinge, dahin ziehen sich die Greise zurück. Dennoch halten sie solches Leben für glücklicher, als hinter dem Pfluge zu keuchen, sich am Herde abzumühen, und sein und anderer Geschick mit Hoffnung und mit Furcht in Erwägung zu ziehen. Unbekümmert um Götter und Menschen haben sie das Höchste erreicht, selber keinen Wunsch zu hegen.“ — Nächst dem berichtet derselbe Schriftsteller (c. 17) über die kleidliche Ausstattungsweise der Germanen im Allgemeinen: „Als Körperbedeckung dient allen ein Mantel durch eine Spange oder, fehlt diese, durch einen Dorn zusammengehalten. Im Uebrigen aber unbekleidet, bringen sie häufig ganze Tage am Herde und am Feuer zu. Die Reichsten tragen zum Unterschiede einen Rock, der jedoch nicht, wie bei den Parthern und Sarmaten faltenreich ist, sondern eng anschliesst und gleichsam die einzelnen Glieder abformt. Auch bekleiden sie sich mit Thierfellen und zwar die,

¹ Vergl. über „Umfang und Wichtigkeit“ dieser Literatur die einleitenden Bemerkungen im „Leitfaden zur nordischen Alterthumskunde“ u. s. w. Kopenhagen 1837; dazu die kritische Uebersicht bei C. F. Köppen. Literarische Einleitung in die nordische Mythologie S. 23 ff.

welche dem Rhein nahe wohnen, ohne besondere Aufmerksamkeit, die weiter Entfernten dagegen sorgfältiger, wie denn ihnen keine Kultur durch den Handel zugeführt wird. Sie suchen sich die Thiere aus und besetzen die Felle derselben mit buntgefleckten von anderen Thieren, welche der äussere Ocean und das unbekannte Meer gewährt. In Nichts unterscheidet sich die Tracht der Weiber von der Tracht der Männer. Nur hüllen jene sich häufiger in linnene Gewandungen, die sie bunt mit Purpur verbrämen, ohne aber den oberen Theil des Kleides zu Ermeln zu verlängern: Arme und Schultern bleiben nackt, auch ist noch der nächste Theil der Brust sichtbar.“ —

I. Von diesen beiden Schilderungen entspricht die erstere so bestimmt der noch heut üblichen Lebensweise einiger der den hohen Norden bewohnenden Zweige der Finnen und Lappen,¹ dass sie keiner Erklärung bedarf. Die andere aber stimmt mindestens in Betreff des Gebrauchs der Thierfelle mit den, wenn gleich erst viel späteren Nachrichten von der frühesten Bekleidungsweise der Skandinavier überein. Auch ist es überhaupt sehr wahrscheinlich, dass bereits Tacitus gerade diese germanischen Stämme im Sinne hatte, wo er von der vom Rhein entfernter hausenden Bevölkerung und ebenso da, wo er insbesondere von den Aestiern, den Sitonen, Sueven und Suionen spricht (cap. 38; c. 44 bis c. 46). —

Die Felle verdankte man selbstverständlich theils der Viehzucht, theils der Jagd; zum Theil aber auch schon seit ältester Zeit dem Tauschhandel mit den nördlichsten Völkern, vorzugsweise den Lappen und Finnen. Späterhin dehnte sich dieser Handel über Island und Nordrussland, und etwa seit dem Jahre tausend auch auf Nordamerika² aus. — Die Viehzucht, hinsichtlich der Lieferung von Fellen, erstreckte sich namentlich auf die Pflege von Rindern, Schafen, Ziegen und Schweinen; jedoch trat die Züchtung der Ziegen und Schweine, hauptsächlich aber der letzteren, die man sogar missachtete, weit hinter der Pflege der ersteren zurück. Im höheren Norden nahm von jeher das Rennthier die erste Stelle ein. — Die Jagd und jener erwähnte Handel boten

¹ Vergl. F. Claussen (Uebersetzung von P. A. Munch „Det norske Folks Historie“) Die nordisch-germanischen Völker u. s. w. S. 123; dazu G. Klemm. Allgemeine Kulturgeschichte III. S. 9 ff. — ² Ueber die Entdeckung Amerikas durch die Nordmannen im Jahre 1000 und zwar durch Erik des Rothen Sohn, Leif den Glücklichen s. C. Rafn im Anhang zu Mémoires de la société royale des antiquaires du Nord. 1848—1849. Kopenh. 1852. Im Uebrigen W. Volz. Beiträge zur Kulturgeschichte S. 221 ff. K. Weinhold. Altnordisches Leben. S. 101; S. 360.

in ungemessener Fülle, nächst den Häuten von Seehunden, mehr oder minder kostbare Pelze von Wölfen, Bären, Mardern, Zobeln, schwarzen Füchsen, schwarzen Eichhörnchen, Bibern, Fischottern u. s. w., wie denn auch diese Pelze an sich, zugleich mit Bernstein, getrockneten Fischen, Schafwolle, Federn, Fischbein, Schiffstauen, die vorzüglichsten Ausfuhrartikel des Nordhandels ausmachten. —

Neben der Uranwendung von Fellen, woran sich alsbald die Technik des Gerbens und die Verbreitung des Leders knüpfte,¹ scheint man gleichfalls schon frühzeitig die Verfertigung von wollenen und hanfnen Zeugen verstanden zu haben. Aus derartigem Stoffe vermuthlich waren die Mäntel der Germanen, welche Tacitus, ohne Zweifel wegen ihrer Aehnlichkeit mit dem spätrömischen Soldatenmantel,² gleich dem letzteren „*Sagum*“ benennt. — Die von den Skandinaviern seit Alters benutzten gröberen Stoffe nannten sie selber entweder *Lod* (Loden) oder, bei mehrerer Stärke, *Floki* (Flockenzeug oder Filz). Später — der Zeitpunkt ist nicht zu bestimmen — wandten sie noch ein weniger grobes Wollenzeug oder „*Wadmal*“ an, wovon man zwei Arten unterschied: ein einfaches oder „*Hafnarvadmál*“ und braun gestreiftes oder „*Móreendr*“; die größte Sorte ward „*Kauftuch*“ genannt.³

Vermuthlich erst in noch jüngerer Epoche lernten sie dann auch die Verfertigung der Leinwand oder „*Lín*“ kennen, welche bei den mittleren Germanen, mindestens bei den Weibern derselben, bereits zur Zeit Tacitus' in Gebrauch war. Namentlich in Norwegen und Island, wo der Flachs nur gering gedieh, blieb die Herstellung linnener Gewebe bis in das jüngere Mittelalter auf niederer Stufe der Ausbildung, indem man hier den Bedarf der Art von Aussen, zumeist von England bezog. Auch heisst es von der Bevölkerung Rügens noch zu Ende des zwölften Jahrhunderts, dass sie gegen ihre Erzeugnisse hauptsächlich Leinwand eintausche.⁴ — Im Uebrigen wurden auch bei den Nordländern linnene Gewänder vornämlich nur von dem schönen Geschlecht getragen und zwar noch bis in die spätere Zeit vorherrschend nur von den reicheren Weibern, wogegen sich die ärmeren Klassen durchgängig mit gröberen Hanfgeweben (*Strigi*, *Strigje* und *Strie*) begnügten.

Alle noch anderweitigen Stoffe erhielt man gleichfalls dann

¹ Vergl. F. Vogel. Geschichte der denkwürdigsten Erfindungen. (Ueber den Gebrauch der Pelzkleidung): I. S. 33 ff. und (Die Einführung der Loh- und Weiss-Gerberei): II. S. 444 ff. — ² S. das Nähere darüber im „ersten Abschnitt“ dieses Werks S. 22. — ³ K. Weinhold. Altnordisches Leben S. 158; ingleichem für das Folgende. — ⁴ Helmold. Chronic der Slaven I. c. 38.

erst in der Folge theils auf dem friedlichen Wege des Handels, theils durch die Raubfahrten der Wikinger. Und dazu gehörten nun vorzugsweise sowohl die bei den Orientalen überhaupt schon seit frühstem Datum üblichen kostbaren Wollengewebe, Baumwollstoffe und Seidengespinnste, als auch die erst von den Arabern nach Europa verbreiteten Zeuge.¹ Seit dem Beginn des dreizehnten Jahrhunderts wurden von solchen fremdländischen Waaren „Purpur, Scharlach und Damentuch“, und von den verschiedenen Baumwollstoffen, welche man (nach dem alten Cairo) „Fostat“ oder „Fossat“ benannte, insbesondere die dünneren und rothgefärbten Gewebe gesucht.² Weniger beträchtlich war, wie es scheint, die Einfuhr seidener Gespinnste. Ihrer geschieht als „Purpur, Pfelle“ und „Gutweb“ (?) in den Gewerbeordnungen vom Jahre 1282 und 1302 Erwähnung.³ Doch ist auch schon in den Eddaliedern von derartigen Gewändern die Rede. —

Im Ganzen liebte der Nordländer nicht, am wenigsten aber der reifere Mann, mit bunten und lichten Farben zu prunken. Dies überliess er Kindern und Weibern. Für seine alltägliche Bekleidung wählte er zumeist grau und schwarz, höchstens daneben noch weiss und grün. Nur die besonderen Putzgewänder, und so auch namentlich die der Frauen, scheinen häufiger zwischen blau, roth und braun gewechselt zu haben. Erst mit dem Verfall der volksthümlichen Sitte, nachdem das fränkisch-deutsche Wesen tiefere Wurzel geschlagen hatte, folgten der Hof und die Vornehmen auch hierin dem fremden Modeton, indem sie die fränkische Buntheit nachahmten.⁴ —

Aehnliches gilt von der Verfertigung der Kleider. Diese blieb ohne Ausnahme so lange ein Geschäft der Frauen und der Dienerinnen vom Hause, bis ebenfalls mit den ausheimischen Moden eigene Schneider und Kleidermacher (*Sniddarar, Skraddarar*) einwanderten. Zwar mögen immerhin noch zunächst, als unter *Olaf dem Ruhigen* (zwischen 1066 und 1093) solcher Luxus allmählig begann,⁵ auch diese neuen Modetrachten entweder noch fertig eingeführt oder aber nach gleichen Mustern im eigenen Hause beschafft worden sein; seit dem dreizehnten Jahrhundert indess gab es bereits in allen Hauptstädten genugsam ansässige Handwerker, die sich ausschliesslich damit befassten. So auch selbst schon in Norwegen, wo nach dem neueren Bergenrechte,

¹ S. das Nähere im „ersten Abschnitt“ a. m. O. — ² S. unt. And. Arnold von Lübeck. *Chronik*. III. 5. — ³ K. Weinhold. *Altnord. Leben* S. 161. — ⁴ Arnold von Lübeck. *loc. cit.* — ⁵ K. Weinhold. *Altnordisches Leben*. S. 171 ff.

das *Magnus VII. Hakonson* gab, nächst Bäckern, Sattlern, Goldschmieden, Waffenschmieden und Schwertfegern, Kistenschmieden, Kupferschmieden, Kürschnern, Malern und Kammachern, auch Schuster und Schneider beschäftigt waren.¹ —

A. 1. Die Bekleidungsweise der Männer war bis zur Einführung derartiger Moden und, was die Bevölkerung im Ganzen betrifft, sogar bis zum Ausgang des Mittelalters, vornämlich eine ihrer Beschäftigung als Seefahrern angemessene.² Sie entsprach demnach höchstwahrscheinlich der noch heut bei den Is-

Fig. 189.



ländern allgemein üblichen Schiffertracht (Fig. 189), welche sich aber im Grunde genommen eben nur als die nächste Fortbildung der uralten Fellbekleidung darstellt, die sich bei den Polarvölkern bis auf die Gegenwart forterbte.³ Ursprünglich und bis in die jüngere Epoche bestand auch jene, ähnlich der letzteren, hauptsächlich aus Schaf- oder Seehundsfell.⁴ Erst später verfertigte man sie statt dessen vorzugsweise aus einem starken, zuweilen mit Pech getränktem Loden. Solcher gänzlich schmucklosen Tracht bedienten sich in älterer Zeit selbst auch Seekönige auf ihren Heerfahrten, wie denn noch der gefürchtete *Ragnar* danach den Beinamen „*Lodbrok*“ erhielt.⁵

2. Vermuthlich erst aus und neben dieser gewissermaassen urthümlichsten Kleidung gestalteten sich dann alle diejenigen anderweitigen Bekleidungsstücke, deren die älteren nordischen Quellen, die Sagen u. s. w. gedenken. Da diese nun aber wohl ohne Frage während ihrer beständigen mündlichen Ueberlieferung bis zu der Vollendung, in der sie vorliegen, namentlich in ihren Schilderungen der äus-

¹ K. Weinhold. Altnordisches Leben. S. 97. — ² Dies wird durch Arnold von Lübeck III. 5. ausdrücklich hervorgehoben; vergl. dazu Olaf Dalins Geschichte des Reiches Schweden. Uebersetzt durch J. Benzeltstierna u. s. w. I. S. 88. und L. v. Holberg. Dänische Reichshistorie I. S. 109. — ³ S. zu David Cranz. Historie von Grönland u. s. w. Lichtenfels (2. Aufl.) 1770 und P. Gaynard. Voyage en Island et du Grönland. Paris 1842. bes. G. Klemm. Allgemeine Kulturgeschichte. III. S. 8 ff. — ⁴ Noch in der Edda trägt der Sohn des „Karl“ nur ein Ziegenfell; s. die Stelle bei F. Claussen (Uebersetzung von P. Munch) Die nordisch-germanischen Völker S. 144; im Uebrigen K. Weinhold. Altnordisches Leben. S. 72. — ⁵ L. v. Holberg. Dänische Reichshistorie I. S. 109.

seren Sitte und Lebensweise stets je nach dem gerade Zeitüblichen die vielfachsten Beimischungen erfuhren, dürften sie für die Beurtheilung eben dieser Zustände denn auch nur für den besondern Zeitraum vom elften bis zum dreizehnten Jahrhundert vollere Geltung beanspruchen (S. 379).

Zufolge nun dieser Zeugnisse¹ bediente man sich im Allgemeinen verschiedener Unter- und Obergewänder, von denen letztere theils zum Anziehen (*Ismugsklaedi*) theils zum Umhängen (*Yfkrklaedi*)

Fig. 190.



bestimmt waren, nebst Kopfbedeckungen und Fussbekleidungen. Die Untergewänder (*Likvari*) bildeten vorzugsweise ein Hemd, Beinkleider und ein Hüftgürtel. Die Obergewänder bestanden hauptsächlich aus mehreren Arten von Röcken und Mänteln. Und scheinen sämmtliche Kleidungsstücke, allein mit Ausnahme einzelner Mäntel, mehr eng als weit gewesen zu sein (vergl. Fig. 190). Im *Rigsmaal* wenigstens heisst es ausdrücklich² von der äusseren Erscheinung des „Karl“:

„gestrält war der Bart,
die Stirne frei.
Knapp lag das Kleid an,“

— Die Untergewänder wurden durchgängig aus Leinwand oder aus Hanf hergestellt; die hanfenen meist kürzer, wie die Röcke.

a. Das Hemde (*Skyrta*, seltener *Serkr*) bewahrte seine ursprüngliche Form eines nur einfachen Ueberzuges im Ganzen bis in die jüngste Zeit. Nach Vorschrift musste es mit einem engen Kopfausschnitt versehen sein, so dass es nicht über die Schultern glitt, in welchem Fall es als Weiberhemd galt. Im Hause bediente man sich desselben nicht selten ausschliesslich als Oberkleid, weshalb es auch später, nach fränkischer Sitte, die Vornehmen und die Wohlhabenderen zuweilen von Seide anfertigen und reich mit Borten besetzen liessen.

b. Das Beinkleid wurde theils als eine lange, bis zu den Knöcheln reichende Hose (*Ökul-* oder *Hökulbroekur*), theils in Ge-

¹ Das Folgende hauptsächlich nach K. Weinhold, *Altnordisches Leben* S. 162 ff. — ² Diese und die übrigen Stellen nach der Uebersetzung bei F. Claussen (nach P. Munch). Die nordisch-germanischen Völker S. 143 ff.

stalt einer Kniehose (*Bröker*), theils auch als eine Vereinigung von Hose und Strumpf als Sockenbruche oder „*Leistabrocker*“ getragen. Oberhalb ward es in allen Fällen durch einen Gürtel (*Bróklindi* oder *Brókbelti*) gehalten; und die Kniehose höchstwahrscheinlich noch überdies vermittelst zweier an ihr befindlichen längeren Zipfel unter den Knien festgeschnürt. Die beiden zuerstgenannten Arten waren vermuthlich die ältesten. Sie bestanden entweder aus Leinwand oder aus Tuch und, für den Winter oder für längere Dauer bestimmt, entweder aus starkem, filzähnlichem Loden oder aus Rinds- oder Bocksleder. — Nächstdem kannte man Langstrümpfe (*Hosa*) und Socken (*Sekr*; *Leistr*). Erstere reichten vielleicht anfänglich nur bis zum Ende der Kniehose, um eben nur in Verbindung mit dieser als Beinlinge getragen zu werden. Später hingegen dürften sie den fränkischen Hosen entsprochen haben, welche (das ganze Bein bedeckend) unter den Füßen und am Hüftgürtel durch Riemen und Schnüre befestigt wurden. Für diese Annahme spricht noch insbesondere die auch bei den Scandinaviern allgemein übliche Benennung eines eigenen Hosenbandes: „*Hosnasterti*“ und „*Hosnareimr*“. Sonst noch war es schon unter *Olaf dem Heiligen* von Norwegen (1015 bis 1030) bei den vornehmen Ständen gebräuchlich die Unterbeinlinge ganz nach altfränkischer und westslavischer Anordnung¹ mit Bändern, und zwar von Seidenstoff (*Silkireimar*, *Silkibönd*), bis zum Knie kreuzweis zu umwinden.

c. Ausser dem oben erwähnten Gürtel (*Bróklindi* oder *Brókbelti*) wandte man in nicht seltenen Fällen noch einen besonderen Hüftgürtel (*Belti*² oder *Lindi*) an. Derselbe war bei den Ärmern gemeinlich nur von Zeug oder Leder, bei Reicherem hingegen in der Folge häufiger entweder von Metall (von Bronze, Messing oder Silber) nach Art einer breiten Charnierkette mehrfach gegliedert und zuweilen selbst mit Edelsteinen besetzt, oder, wenn gleichfalls aus jenen Stoffen, mit aneinandergereihten Thierzähnen, verschieden geformten metallenen Buckeln, Blechen u. s. w. verziert. Er diente zugleich zur Befestigung des sogenannten Riemenmessers (*Tigilknifr*) und des Schwerts, weshalb man ihn meist mit Gehängen versah.

d. Die Anwendung einer Fussbekleidung war durch die Härte des Klimas geboten und somit unfehlbar seit Alters üblich. Ursprünglich wird man solche Bekleidung, ähnlich wie dies bei

¹ S. oben S. 322. — ² Es erinnert dies Wort unwillkürlich an die alte etruskisch-römische Bezeichnung „*Balteus*“ für Wehrgehenk.

anderen Stämmen im Mittelalter gebräuchlich war¹ und bei niederen Kulturvölkern,² als auch selbst bei ärmern Nordländern noch gegenwärtig in Gebrauch ist (Fig. 186; vergl. Fig. 189), aus Fell oder Leder der Art beschafft haben, dass man dies nach dem Fusse zuschnitt, oberhalb ringsum durchlöchernte und dahin-

Fig. 191.



durch lange Schnürriemen zog. — Der später daneben übliche, mehr ausgebildete nordische „Skó“ war hochbesohlt oder niedrig und breit, zuweilen (vergleichbar den russischen Stiefeln) mit buntfarbigem Leder benäht und stets mit starken Schnürriemen versehen. Je nach Bedürfniss be-

diente man sich der Eisstacheln (*Broddir*) und der Schneeschuhe, indem man sie dem Schuh unterschnallte. Die letzteren (*Skidur* oder *öndur*) bestanden zumeist nur aus langen Brettchen mit leicht aufwärts gebogener Spitze. Um sich auf ihnen mit Sicherheit halten und bewegen zu können, war ein langer Stab (*Skidageisli*, *Skidastafr*) erforderlich. —

e. Der Ueberrock (*Kyrtil*) scheint seiner Form nach etwa noch bis zum zwölften Jahrhundert dem Hemde (*Skyrta*) entsprechen zu haben, nicht sehr viel länger gewesen zu sein, so dass er kaum den äusseren Hüftgürtel, der ihn umfasste, überragte. Seit dem zwölften Jahrhundert indess, bis zu Ende dieses Zeitraums, erweiterte man ihn nach und nach selbst bis zum Schleppekleide (*Dragkirtlana*). Für den Sommer bestand er aus Zeug; im Winter trug man „Pelzkyrtel“. — Abarten von seiner älteren Form bezeichnete man durch „*Hiupr*“ und „*Treja*“. Erstere glich vielleicht einer „*Jupe*“; letztere (vermuthlich von ähnlichem Schnitt) pflegte man, wenigstens späterhin, auch über den Harnisch anzuziehen, in welchem Fall sie der Ärmel entbehrte.

f. Die mantelartigen Oberkleider (*Yfirhöfn* und *Upphlatr*) erhielten allmähig nach Zweck und Vermögen eine noch reichere Durchbildung. Dass namentlich sie aus der Fellumhüllung gleichsam hervorgegangen waren, deutet der für die gebräuchlichste Art derselben bis in die jüngere Epoche übliche Name „*Feldr*“ an. Diese *Feldr*, bei den Deutschen gemeinlich „*Faldonen*“ genannt,³ wurden je nach ihrer Bestimmung entweder nur aus gewöhnlichem Wadmal oder aus feinerem Stoff hergestellt. Sollte

¹ S. das folgende Kapitel und die daselbst mitgetheilten Abbildungen altgermanischer Fussbekleidungen. — ² Vergl. meine *Kostümkunde*. Handbuch u. s. w. I. S. 14 Fig. 12 (letztere hier wiederholt) und S. 151 Fig. 101 c. — ³ S. Adam von Bremen IV. 18 u. das Nähere darüber im folgenden Kapitel.

das Kleid hauptsächlich zum Schutz gegen Sturm und Regen dienen, wählte man dazu vorzugsweise das erstgenannte, gröbere Zeug. Auch gab man ihm dann zumeist die Gestalt eines langen und faltigen Umhangs, der, an den Seiten mit Knöpfen versehen, gross genug war, um ihn nach Belieben selbst über den Kopf herabziehen zu können. Verband man damit den Zweck des Putzes, liess man es meist aus zarterer Wolle oder auch aus Seide anfertigen und zwar mehr in der seit Alters üblichen einfachen Form jenes Schultermantels, welcher vermittelt einer Spange auf der Schulter verbunden ward.¹ Ein solcher Mantel, den man auch durch „*Möttull*“ und *Skickja*“ bezeichnete, bildete später bei den Vornehmen nach dem Vorbild fremdländischer Sitte ein vorzügliches Prunkgewand, und sogar unter den Gaben der Könige ein hochgeschätztes Ehrengeschenk. Demnach wurde er oft nicht allein von farbiger Seide und „Scharlach“ beschafft, sondern noch ausserdem theils mit durchwirkten oder gestickten Borten besetzt (in welchem Fall er „*Tiglamöttul*“ hiess), theils mit kostbarem Pelzwerk gefüttert und, bei übrigens schleppender Länge, durch eine grosse, besonders reich ausgestattete Spange geschmückt.

g. Noch anderweitige Oberkleider, jedoch von einfacherer Beschaffenheit, waren vornämlich der *Kiafal*, der *Kufl*, die *Hetta* und der *Stakr*, der *Bialfi* oder *Bialbi* und die *Olpa* oder *Ulpa*. Sie sämmtlich bildeten höchstwahrscheinlich, von einander nur wenig verschieden, Ueberzieher im engeren Sinne. So namentlich die drei zuerstgenannten, welche, wie anzunehmen ist, vorzugsweise die Gestalt eines mit einer spitzen Kapuze (*Kuflhötr*) versehenen Rocks hatten, sonst aber wesentlich nur in der Länge und höchstens noch darin wechselten, dass man sie bald mit langen Er-

¹ In der Beschreibung dieser beiden mantelartigen Gewänder ist K. Weinhöld. Altnordisches Leben S. 167 ziemlich unklar. Bei ihm heisst es wörtlich: „Für die spätere Zeit müssen wir zwei Arten Felde unterscheiden. Der eine blieb dem alten Vorbilde treu, war lang und faltig, von dickem Wadmal, wurde über den Kopf gezogen und an den Seiten zugeknöpft u. s. w. Die zweite Art war der Mode gefolgt, war also zugestutzt, mit Borten um die Hand besetzt (hatte also Ermel!) und zuweilen von zweifarbigen Tuche, u. s. w.; auf den Schultern hielt sie eine Spange fest.“ Vergewärtigt man sich eine dieser beiden Formen genauer und zwar die eine, als einen Ueberzieher, der an den Seiten geknöpft wird, die andere, als einen demähnlichen Ueberzieher, der nur zugestutzt und mit langen Ermeln versehen ist, ergiebt sich von selbst, dass keiner von beiden zur Befestigung noch einer Schulterspange bedurfte, diese hierbei überhaupt gar nicht anwendbar gewesen sein würde. Jedenfalls also bezieht sich die Benützung solcher Spange noch auf eine dritte Form des Umhangs und zwar, wie nicht zu bezweifeln ist, eben auf die von mir hervorgehobene, welche sich überdies in Deutschland u. s. w. seit ältester Zeit bis in das spätere Mittelalter im Gebrauch erhielt. S. das folgende Kapitel.

meln, bald nur mit Armlöchern ausstattete. Vermuthlich hiessen die ohne Ärmel im Allgemeinen „*Kiafal*“, ¹ und alle die, welche den ganzen Körper bis zu den Füßen verhüllten, „*Kufl*.“ — Die „*Hetta*“ bedeckte den Unterleib. Der „*Stakr*“ entbehrte einer Kapuze, war meist von Wollenzeug oder Pelzwerk, und ging bis zur Mitte der Oberschenkel. Die *Olpe* wurde gleichfalls gewöhnlich aus Loden oder aus starkem Pelz (zumeist aus Wolfs- oder Bärenfell) und zwar nicht selten so fest hergestellt, dass man sich ihrer selbst im Kampfe als sicheres Schutzkleid bedienen konnte; ganz demähnlich die *Bialfi*, die noch insbesondere den Hals schützte.

h. Endlich brachte man auch noch mehrere Ueberwürfe in Anwendung, welche, völlig ähnlich der *Kufl* (von dieser vielleicht nur im Stoff verschieden), genügende Länge und Weite hatten, um sich damit durchaus zu verhüllen. Ihrer bediente man sich vornämlich auf Reisen und bei Vorkommnissen, wo man unerkannt bleiben wollte, in welchen Fällen man dann gewöhnlich noch eine maskenartige Bedeckung des Gesichts (*Grima*) anlegte. Diese Gewänder selbst hiessen im Ganzen *Kapa* und *Kapi* oder *Kappe*, und nach einzelnen, ohne Zweifel nur geringen Verschiedenheiten, auch *Verja*, *Vesle* und *Hekla*.

i. Unter den Kopfbedeckungen war ein niedriger, breitkrepiger Hut (*Höttr*) von Leder, Fell oder Filz (*Pofahettir*) mit einem Sturmbande (*Kverband*) die gebräuchlichste. Späterhin kamen neben dieser, vorzüglich unter den höheren Ständen, zugleich mit den übrigen fremden Trachten auch die dazugehörigen verschiedenen Mützen und Hauben auf. Sie indess zählten im Grunde genommen bis in das jüngere Mittelalter schon zu den besonderen Schmuckgegenständen.

k. Im Uebrigen bediente man sich auch der Handschuhe und zwar anfänglich in der Gestalt sogenannter Fausthandschuhe, ² später in der vollständigen Ausbildung der heut üblichen Fingerhandschuhe und dann mitunter noch reich verziert.

B. 1. In Betreff nun der Kleidung der Weiber wird man im Ganzen annehmen dürfen, dass sich dieselbe uranfänglich und selbst noch geraume Zeit hindurch von der der Männer kaum unterschied. Von den mittelgermanischen Stämmen wenigstens wird dies sogar ausdrücklich von *Tacitus* hervorgehoben, indem er zugleich die bei ihren Weibern freilich schon üblichen linnen Gewänder mit Purpurbesatz als Ausnahme hinstellt (S. 402). Nächst dem aber

¹ Von einer Art *Kiafal* heisst es noch besonders; dass er zwischen den Beinen zugeknöpft ward. K. Weinhold. Altnordisches Leben. S. 169. — ² Vergl. oben S. 342 Fig. 156.

deutet auf dieses Verhalten auch bei den germanischen Skandinavieren mindestens der Umstand hin, dass sie bis in die jüngere Epoche die weiblichen Kleider genau ebenso wie die männlichen Kleider benannten. Und scheint demzufolge ein Unterschied in der Ausstattung beider Geschlechter hier in der That erst seit ihrer Aneignung fremder Mode Platz gegriffen und sich weiter entwickelt zu haben.

2. a. Das eigentliche Unterkleid bildete dann auch hier eine *Skyrta*, völlig ähnlich der männlichen, nur dass ihr Kopfloch beträchtlich weiter (bis zur Brust ausgeschnitten) war, weshalb man ein Brusttuch darüber anlegte. In solcher Bekleidung schildert bereits das „Rígsmaal“ das Eheweib des „Karl“:

„Auf dem Haupt die Haube,
am Hals ein Schmück,
ein Tuch um den Nacken,
Nesteln an der Achsel“ —

Nachts behielt man die *Skyrta* an oder wählte ein anderes Hemd, den sogenannten *Náttserkr.* — Gewöhnlich bestand dies Unterkleid und zwar für alle Fälle von Linnen; doch pflegten es Vornehme auch schon früh, namentlich zum Gebrauch bei Tage, gefärbt und von schleppender Länge zu tragen, wie dies wiederum das „Rígsmaal“ nun von dem Weibe des „Jarl“ erzählt:

„Im Schleier sass sie,
ein Geschmeid an der Brust,
die Schleppe wallend
am blauen Gewand (Hemd),¹ —

Späterhin liessen es die Reichen nicht selten von Seide anfertigen und mit Goldstickereien verbrämen.

b. Ausserdem trug man (in der Folge ohne Zweifel nur unter dem Hemd) eine Kniehose oder *Brôkr.* Auch sie glich demselben männlichen Kleid, nur dass sie (später) des Bodens entbehrte und im Schnitt nicht geschlossen war.

c. Dazu kamen längere Strümpfe (*Hosar*) oder einfache Socken mit einem Bindband (*Sockaband*) und verschiedene Fussbekleidungen, die denen der Männer vollständig entsprachen (S. 407).

d. Ueber dem Hemd trug man einen *Kyrtel*, welcher den Körper — ob aber schon vor der Aufnahme fränkischer Moden — vom Hals bis zur Hüfte enger umgab, von da ab in zunehmender Weite bis auf oder über die Fussknöchel reichte.² Derselbe war entweder mit langen oder mit halben Ärmeln versehen.

¹ S. oben S. 408 Note 2. — ² Vergl. darüber das folgende Kapitel am betreffenden Orte.

Als Abarten dieses Gewandes, deren Beschaffenheit sich indess nicht mehr näher bestimmen lässt, erscheinen der *Námkyrtill* und die *Stæniza*.

e. Demnächst bediente man sich eines Gürtels (*Belti*; *Lindi*) ganz von der Form und Ausstattung des Hüftgurts der Männer. An ihm hingen an einem Riemen (ähnlich wie dies noch jetzt der Fall ist) ein einfaches oder verziertes Täschchen, die Börse (*Fésiod*), Messer und Scheere; bei Verheiratheten auch die Schlüssel. Die Täschchen waren entweder von Leder, von Leinwand, Wollstoff oder von Seide und hiessen, je nach Besonderheit, *Pung*, *Pyngia*, *Pus*, *Poki*, *Sod* und (bei grösserem Umfange) *Skreppa*.

f. Zu den gebräuchlichsten Ueberziehkleidern zählten dann wiederum auch hier, nächst dem alterthümlichen *Feldr*, den jedoch späterhin nur noch vorwiegend ärmere Weiber anwendeten, Mäntelumhänge von der Form des männlichen *Möttull* oder *Skickja* (S. 409). Ausserdem trug man einen Schleppmantel (*Slaeda*), dann kappenartige Hüftmäntel, den *Hökull* oder die *Hekla*, und das sogenannte *Kast*.

g. Eine grössere Verschiedenheit in der Ausstattung beider Geschlechter, wie in den bisher genannten Kleidern, zeigte sich in den Kopfbedeckungen, indem die der Weiber namentlich, unfehlbar schon in frühster Zeit, eine selbständige Ausbildung erfuhren, so dass denn auch sie sich im Alterthum hauptsächlich dadurch kennzeichneten. Abgesehen von der einfachsten Art eines blos linnenen Ueberhangs (*Sveigr*), wie solcher noch jetzt getragen wird, bestand die Mehrzahl aus turbanähnlich hochgewundenen Aufsätzen. Dahin gehörten zunächst der „*Faldr*“ und das schon im „*Rigsmaal*“ als Zierde der Frau des „*Jarl's*“ erwähnte „*Hovefaldr*“ (S. 411). Beide, wohl nur in der Höhe verschieden, waren wirkliche Bundhauben von kegelförmiger Erhebung, zu deren künstlicher Herstellung man mitunter nicht weniger als zwanzig Ellen Zeug benutzte. Dieses Zeug, gewöhnlich Leinwand, liessen die Reichen und Vornehmen meist in überaus reicher Weise mit Goldstickerei versehen. Daneben waren eine hohe, hornartig gebogene Windelhaube,¹ danach *Krökfaldr* genannt, und noch andere, vermuthlich nur nach der Anordnung der Windung selbst wechselnden Hauben in Gebrauch, welche dann, wie die *Skupla* und *Motre*, wiederum eigen benannt wurden. Sonst aber bedienten sich namentlich Frauen auch einer nur einfachen Haube (*Húfa*)

¹ Vergl. die Abbildungen in Olafson und Povelsen, Reise u. s. w. I., Taf. IV bis VII, und P. Gaymard. Voyage en Island a. m. O.

und, wengleich nur ausnahmsweise, was auch für jüngere Mädchen gilt, des eigentlichen Männerhuts.

h. Endlich bedarf es wohl kaum der Bemerkung, dass auch die Weiber Handschuhe trugen (S. 410).

II. A. Was nun den Schmuck als solchen betrifft, so kann hier von seiner ursprünglichen, noch rohen Pflege und Anwendung füglich nicht mehr die Rede sein. So weit die Sagen hinaufreichen und (für das südliche Skandinavien) Grabalterthümer Zeugniß ablegen, scheint derselbe vielmehr bereits im entferntesten Alterthum eine Hauptrolle gespielt zu haben. Von den Schmucksachen im engeren Sinne wenigstens ist dies gewiss, was aber denn wohl auf ein gleiches Verhalten auch hinsichtlich blosser Schmuckmittel, wie namentlich auch der besonderen Anordnung des Bartes und Haares schliessen lässt. Im Ganzen wird anzunehmen sein, dass es sich damit bei den Nordländern während des geschichtslosen Zeitraums ziemlich ebenso verhielt, wie zufolge des Tacitus bei den mittleren Germanen,¹ dass wie bei diesen, so auch bei jenen, einzelne Stämme sich namentlich durch die ihnen je eigene Weise das Haar zu tragen unterscheiden, und dass auch im Norden gekürztes Haar als ein gewohnheitsrechtliches Zeichen der Knechtschaft und der Ehrlosigkeit galt.

1. Bei den Männern scheint letzteres mindestens bis zum dreizehnten Jahrhundert durchgängig zu Recht bestanden zu haben, indem sie bis zu diesem Zeitpunkt das Haar zwar nur schlicht, doch stets langwallend trugen. Erst seit der Aneignung fremdländischer Bräuche ward es bei den Vornehmen Gebrauch, dasselbe zu stutzen und sogar vom Ohrläppchen abwärts vollständig zu scheeren. — Nicht anders erging es dann auch dem Bart. Anfänglich je voller desto besser, rundlich oder ziegenbärtig, wurde er nun zugleich mit dem Haupthaar auf ein bestimmtes Maass beschränkt. Der Schnurbart vornämlich, den man indess überhaupt seltener stehen liess, erfuhr in der Folge noch überdies, nach der jeweiligen Modelaune, mannigfache Abwechselung.²

2. Die Weiber liessen ihr langes Haar häufig gleichfalls nur schlicht herabfallen; hauptsächlich, wenn es von Natur sich wellenförmig kräuselte, was stets als besondere Zierde galt. Im Uebrigen pflegten sie es zu mehreren langen Strehnen zu verflechten und diese längs dem Rücken zu ordnen. Jene erstere,

¹ S. meine Kostümkunde. Handbuch der Geschichte der Tracht u. s. w. (II.) S. 623. — ² So waren vorherrschend unter Olaf dem Heiligen von Norwegen (1015—1030) sehr lange Bärte gebräuchlich. K. Weinhold. Altnordisches Leben. S. 183.

einfache Weise ward insbesondere von jüngeren Mädchen und von Unverheiratheten getragen. Die Flechte oder vielmehr eine eigene Art der Verflechtung war bräutliche Tracht. Aeltere und verheirathete Frauen erschienen fast stets mit bedecktem Haupt.

B. In Anbetracht der Schmucksachen selber, liegt nun zu Folge der Gegenstände, welche die älteren Gräberstätten der in Rede stehenden Epoche, die des „Eisenzeitalters“ ergaben, zunächst ausser Zweifel, dass viele derselben nicht in Skandinavien gefertigt, sondern von fern her eingeführt wurden. Nicht wenige darunter, vorzugsweise einzelne zierliche Brustgehänge, Spangen, Gewändhaften u. dergl., tragen das entschiedene Gepräge asiatischer und griechischer Handwerklichkeit. Ueberhaupt aber dürfte sich aus der Gesammtmasse dieser Reste die Zahl der wirklich eigenthümlich nordischen Erzeugnisse wesentlich nur auf verschiedene Arten von Ringschmuck (*Baugar*) und flacheren Haften mit schlangenähnlich verschlungenen, phantastischen Ziergestaltungen belaufen. Jene „Baugen“ oder Ringe dienten zum Theil nicht sowohl zum Schmuck, als auch (im Verkehr) als Geld, und von Seiten der Heerkönige zur Belohnung kriegerischer und anderweitiger besonderer Verdienste. Demnach pflegte man sie nicht selten je nach dem Maass des zu zahlenden Werthes oder dem Grade der Auszeichnung in mehrere Stücke zu zerhauen, daher auch die mit derartigen Bruchstücken vorzugsweise Freigebigen, Ring- oder Baugenbrecher hiessen.

Die zur Herstellung von Schmucksachen zumeist gebräuchlichen Metalle machten Gold, Silber und Bronze aus. Das Gold und Silber bezog man wahrscheinlich vornämlich aus den östlichen Ländern, vom Altai und Ural; Kupfer und Zinn dagegen aus Engelland. Schon früh verstand man sich auf das Fälschen, indem man Kupfer mit Gold überzog.¹ — Anfänglich wurde die Goldschmiedekunst, gleich den übrigen Gewerken, von jedem Freien selbstthätig betrieben. Daraus gingen in der Folge eigentliche Lohnschmiede hervor, welche dann hauptsächlich an den Höfen, wie auch bei reicheren Grundbesitzern, stets unter sehr günstigen Bedingungen eine geachtete Aufnahme und mannigfache Beschäftigung fanden. Dort nun übten sie ihre Kunst in umfangreichen Werkstätten aus, unterstützt von zahlreichen Gesellen und Lehrlingen, die sie heranbildeten.² Und solches Verhältniss dauerte mindestens bis zur Verselbständigung des Handwerker-

¹ Ueber einzelne Funde der Art s. Antiquarisk Tidskrift 1843—45 S. 213.
— ² K. Weinhold. Altnord. Leben S. 92.

standes überhaupt, bis tief in das dreizehnte Jahrhundert in alterthümlicher Weise fort. —

Nach mehrfachen Beobachtungen an den in den betreffenden Gräbern aufgefundenen Skeleten, welche mit Schmuck versehen waren, und nach schriftlichen Zeugnissen, wurden fast sämtliche Schmuckgegenstände, die man der Erde enthoben hat, von beiden Geschlechtern gemeinsam getragen. Dieselben¹ bestehen, mit Ausnahme von verschiedenen Einzeltheilen (als gläsernen Perlen und dergl.), aus metallenen Kopfreifen, Diademen, Hals- und Armspangen, Knöchel-, Finger- und Ohrringen, Brustgehängen, längeren und kürzeren Nadeln, Schnallen, Gewandhaftern u. s. f.

a. Die noch erhaltenen Kopfreifen, in den meisten Fällen von Gold, haben vorherrschend die Gestalt theils eines nach der Stirnmitte zu flach ausgetriebenen massiven Ringes, theils eines mehr oder minder erhobenen, halbmondförmigen Diadems (*Fig. 192 a. b*). Sie sind geschlossen oder offen, zuweilen mit Kreiszierrathen versehen; einige auch mit einer geritzten Runeninschrift näher bezeichnet (*Fig. 192 a*). Ausserdem trug man, und zwar später bei weitem häufiger, Stirnbänder (*Skarband, Höfudband*) von Zeug, in der Folge zumeist von Seide, entweder als ein nur einfaches Band oder mit Goldstickerei verziert. Mit diesen Bändern wurde allmählig ein derartiger Aufwand getrieben, dass selbst das Gesetz dagegen einschritt.²

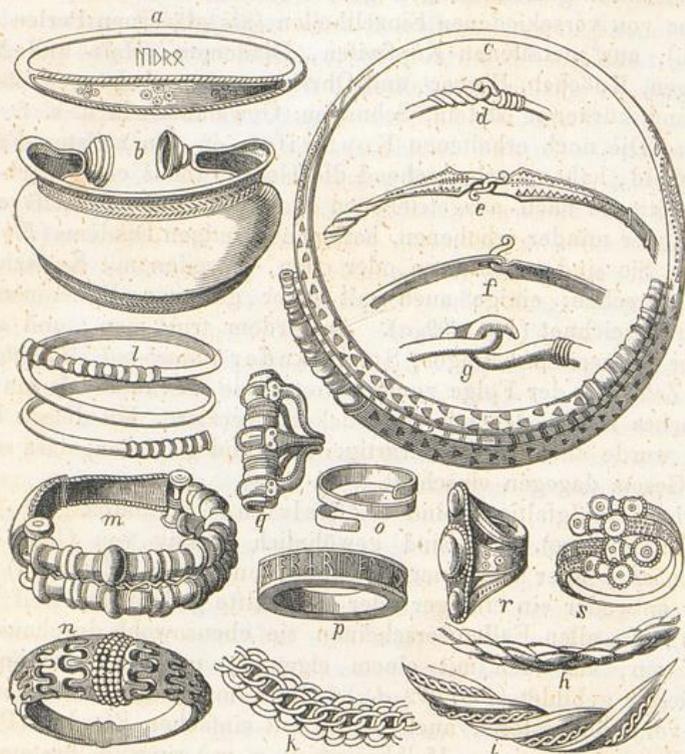
b. Mannigfaltiger sind die Halsringe („Lindbaugar“ oder Schlangenbauge). Sie sind gewöhnlich massiv von Gold oder Silber oder aber aus einer Mischung von beiden (*Electrum*) und zwar entweder ein einziger oder zur Hälfte gedoppelter Reif (*Fig. 192 c*). In allen Fällen erscheinen sie ebensowohl durchaus geschlossen, als auch mit einem eigenen, meist hakenförmigen Schliesser gebildet (*Fig. 192 d-g*). Sie kommen glatt und gewunden vor; die ersteren auch häufig mit einfachen Zierden (Punkten, Sternen, Kreisen, Halbkreisen u. s. w.) ringsum bestempelt; die letzteren zuweilen oft ziemlich künstlich bald ein- oder mehrfach strickartig gedreht, bald auch aus zahlreichen Gliederchen zu einer vielschartigen Kette verflochten (*Fig. 192 h. i. k*).

c. Die Armringe, Hand- und Beinringe tragen im Ganzen dasselbe Gepräge, doch treten insbesondere bei ihnen den eben erwähnten Zusammensetzungen ähnliche Gestaltungen und überdies noch die Anwendung der mehrfach gewundenen Spirale auf (*Fig. 192 m. n. l*).

¹ S. die oben (S. 376 not. 1) angeführten Werke „auf dem Gebiete nordischer Alterthumskunde.“ — ² K. Weinhold. S. 180.

d. Die Fingerringe gleichen zum Theil den noch heut gebräuchlichen. Einzelne bestehen aus einem glatten oder mit Inschrift versehenen Reifen, andere bilden eine Spirale, wieder andere sind künstlich gewunden oder aber, bei reicherer Durchbildung,

Fig. 192.

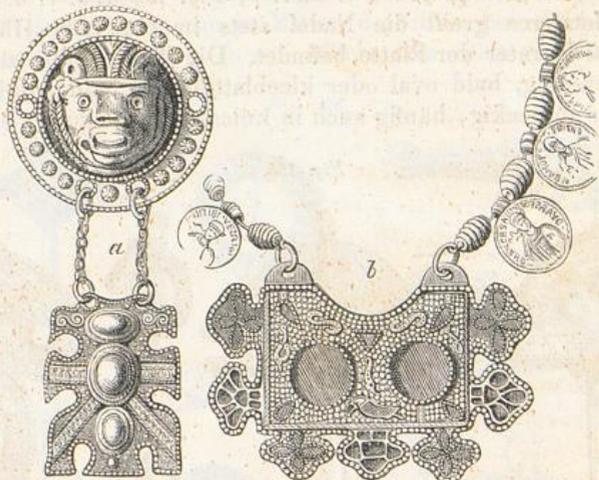


mit einer oder mit mehreren rundlichen Plättchen ausgestattet, worauf sich dann meist ein farbiger Glasfluss, ein Stein oder eine Gemme befindet (Fig. 192 o. p. q. r. s). Wirkliche Siegelringe scheinen vor dem elften Jahrhundert nicht in Gebrauch gewesen zu sein.

e. Nächst den oben erwähnten Halsringen bediente man sich eigener Halsbänder (*Men*) von sehr verschiedener Beschaffenheit. Es waren dies theils metallene, goldene und silberne Ketten, theils Schnüre von aufgereihten Steinen, bunten Glasperlen und dergl., nebst kleinen und grösseren Anhängseln. Zu diesen Anhängseln

gehörten hauptsächlich goldene byzantinische Münzen oder denselben nachgeahmte, sogenannte Brakteaten, und kleine, nicht

Fig. 193.



selten mit Filigran, auch zuweilen mit Schmelzfarben und mit Steinen belegte Brustschilder. Die meisten derartiger Anhängsel

Fig. 194.



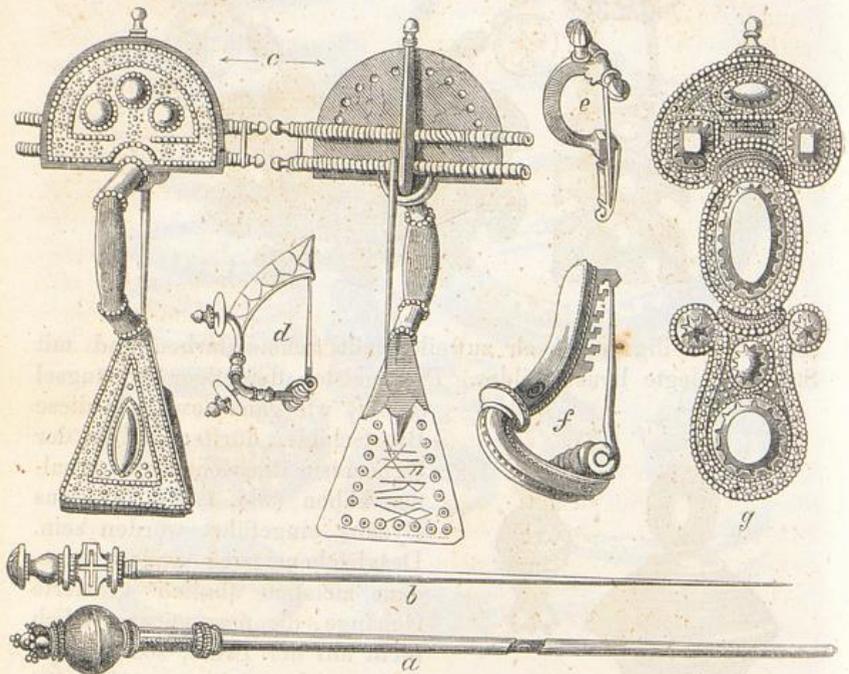
indess, wie ganz besonders diese Brustschilder, dürften, zufolge der Ueberreste die sich davon erhalten haben (Fig. 193 a. b.), aus Byzanz eingeführt worden sein. Desgleichen noch anderweitige, dem ziemlich ähnlich verzierte Gehänge, die man voraussetzlich nicht auf der Brust, sondern als Ohrschmuck trug (Fig. 194 a. b. c.).

f. Die Nadeln und Kleiderspangen endlich bewegen sich in fast allen Gestalten von der schmucklosen Knopfnadel bis zur ausgebildeten Schnalle. Die Nadeln zunächst unterscheiden sich

von einander wesentlich nur einerseits nach ihrer Länge, andererseits nach der Durchbildung des Knopfs, der oft in mehr oder minder

zierlicher Profilirung gearbeitet ist (*Fig. 195 a. b.*). — Die Spangen dagegen wechseln nun aber in allen nur möglichen Uebergangsformen von der gebogenen Charniernadel bis zu der mit Platte versehenen „Broche“ (*Fig. 195 c. d. e. f.*; *Fig. 196 a. b. c. d. e.*). Bei diesen letzteren greift die Nadel stets in eine Art Hülse ein, welche sich unter der Platte befindet. Die Platte selbst zeigt sich bald viereckig, bald oval oder kleeblattförmig, bald halbkreisförmig oder dreieckig, häufig auch in knieartiger Biegung, entweder

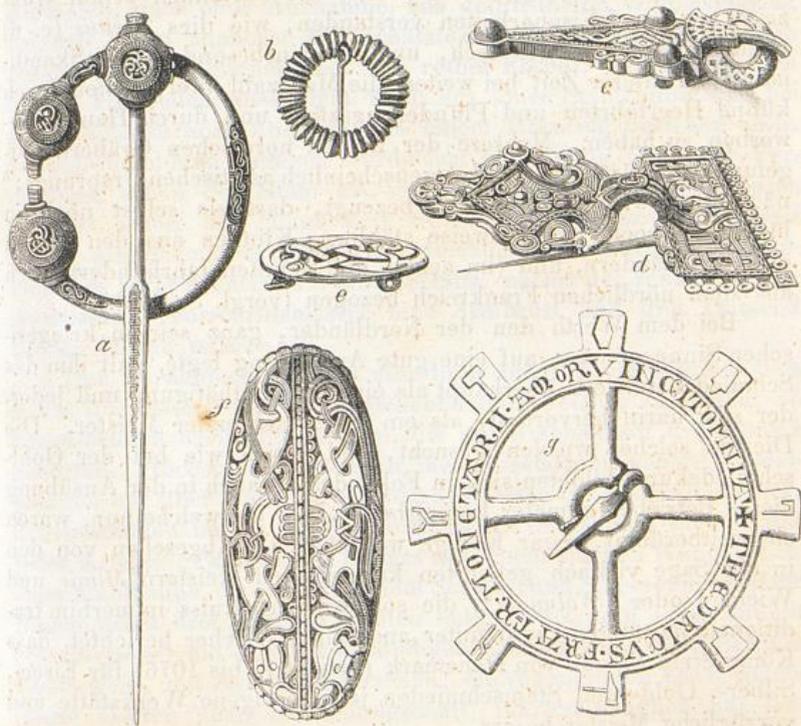
Fig. 195.



mehr oder minder erhoben und durchgängig ornamentirt. Die dafür am häufigsten angewendeten Zierrathen bestehen zum Theil in nach ältester Weise vertheilten Punkten, Halbkreisen und Kreisen, welche dann meist eingestempelt sind, zum Theil in mannigfach angeordneten, facetirten Erhebungen, und zwar in diesem Falle zuweilen auch noch in dazwischen angebrachten farbigen Steinen, Glas oder Schmelz (*Fig. 195 g.*), zum Theil in schlangen- und drachenähnlichen vielfach verschlungenen Bändern und Streifen (*Fig. 196 c. d. e. f.*). Letztere Form der Verzierung

hauptsächlich war den Nordländern eigenthümlich und scheint auch wesentlich erst durch sie ausgebildet worden zu sein (S. 398). — Die Schnallen sind gemeinlich aus einem ornamentirten Ringe und einer Griffzunge zusammengesetzt, die sich entweder um den Ring selbst oder um eine in Mitten desselben befindliche Verzierung bewegt (Fig. 196 a. b. g). Nächst dem aber fand man auch

Fig. 196.



solche vor, die genau den noch üblichen Schnallen entsprechen (Fig. 203 d). Ihrer indess bediente man sich wohl weniger zur Befestigung von Kleidern, als vielmehr zum Verschluss von Schnürriemen, wie etwa auch der Hüftgürtel. — Noch andere entdeckte Einzelzierrathen, als ganze und theilweis durchbrochene Scheiben, viereckige und oblonge Platten von Bronze, Silber oder Gold, sämmtlich mehr oder minder geschmückt, ¹ bildeten muthmasslich Béschläge für Riemenwerk und für Geräte.

¹ A. Worsaae. Nordiske Oldsager (1859) S. 90 No. 392; S. 91 No. 394, 395; S. 99 No. 417, 418; S. 102 No. 429.

g. Schliesslich ist nicht unwahrscheinlich, dass man auch noch in jüngerer Epoche viele von den in dem sogenannten Bronzezeitalter gebräuchlichen Schmuckgegenständen anwandte,¹ was indess freilich wohl nur von den mittleren und niederen Ständen gesehen sein wird. —

III. Ziemlich ähnlich wie mit den Schmucksachen verhielt es sich im Allgemeinen mit den Waffen und ihrer Verfertigung.² Obschon es ausser Frage liegt, dass die Germanen schon frühzeitig sich auf Eisenarbeiten verstanden, wie dies *Tacitus* (c. 6) andeutet, scheinen sie doch, und zwar insbesondere die Skandinavier, in älterer Zeit bei weitem die Mehrzahl ihrer Waffen durch kühne Heerfahrten und Plünderungszüge und durch Handel erworben zu haben. Mehrere der in den nordischen Gräbern aufgefundenen Rüststücke sind augenscheinlich asiatischen Ursprungs;³ nächst dem wird ausdrücklich bezeugt, dass sie selbst noch in jüngerer Epoche vorzugsweise stählerne Klingen aus den fernen östlichen Ländern, und (im achten und neunten Jahrhundert) auch aus dem nördlichen Frankreich bezogen (vergl. S. 363).

Bei dem Werth den der Nordländer, ganz seinem kriegerischen Sinne gemäss, auf eine gute Ausrüstung legte, galt ihm das Schmiedehandwerk überhaupt als eine edle Bethätigung und jeder, der sich darin hervorthat, als ein hochzuachtender Meister. Die Dienste solcher wurden gesucht, und gleich wie bei der Goldschmiedekunst bildeten sich in Folge dessen auch in der Ausübung dieses Betriebes allmählig Lohnarbeiter aus, um welche nun, waren sie weitberühmt, sogar Könige wetteiferten. Abgesehen von den in der Sage vielfach gefeierten kunstreichen Meistern *Mimir* und *Wieland* oder „*Wolunder*“, die solches Verhältniss immerhin traditionell bestätigen, wird unter anderem als sicher berichtet, dass König *Svein Ulfsson* von Dänemark (von 1047 bis 1076) für Eisen-, Silber-, Gold- und Steinschmieden je eine eigene Werkstätte und vorzügliche Meister besass.

So weit nun Nachrichten und Grabalterthümer auch hier wiederum ein Urtheil gestatten, bestand die Bewaffnung abermals mindestens bis zum dreizehnten Jahrhundert noch ohne besondere Regelung vorwiegend nur aus verschiedenen Spiessen, aus Schwertern, Aexten und dem Schild. Ausnahmsweise nur führten daneben einzelne reicher Begüterte metallene Kappen und Panzerröcke.⁴

¹ S. meine *Kostümkunde*. Handbuch u. s. w. (II.) S. 625 m. Abbildgn. — ² K. Weinhold. *Altnord. Leben*. S. 190; dazu A. Worsaae. *Nordiske Oldsager* u. s. w. — ³ K. Weinhold a. a. O. S. 103 ff. A. Worsaae a. a. O. S. 119. Nro. 496. — ⁴ Vergl. auch Olaf Dalins. *Geschichte des Reiches Schweden* I. S. 197.

Selbst auch noch im Anfange dieses Zeitraums, nachdem bereits eine bestimmtere Anordnung der Waffenvertheilung begonnen hatte, blieb der zum Kriegsdienst beordnete Freie allein zur Beschaffung der eben erwähnten älteren Rüstungsstücke verpflichtet und nur die Schiffsmannschaft insbesondere noch auf Bogen und Pfeile verwiesen. Erst nach 1263 befahl König *Magnus* eine Ausrüstung, die nun, je nach der Vermögungssumme, nur bei dem Aermsten, doch ohne Ausnahme, aus den früheren Waffenstücken, bei den ihnen zunächst Abgeschätzten zugleich noch aus einem besseren Schild (doppelt und von rother Farbe), sodann, bei den darauf Folgenden ausserdem noch aus einer Stahlhaube und bei den Reichsten noch überdies aus einem Harnisch bestehen solle. In Südermannland dagegen wurde fast gleichzeitig mit jener Verordnung schon der Helm als Volkswaffe gefordert; auch waren daselbst schon um einige Zeit früher Brustbepanzerungen und Bögen allgemeiner in Gebrauch; demähnlich in Jütland, wo namentlich jeder Steuermann eines Schiffs, nächst der sonst üblichen Ausrüstung, vorschriftsmässig eine Armbrust und drei Dutzend Bolzen führen musste.

Den vornehmen Ständen allerdings blieb es vermuthlich stets selbst überlassen, sich nach Belieben noch reicher zu rüsten; so hauptsächlich wohl allen Denen, die zur Gefolgschaft der Könige gehörten. Höchstens dürften für ihre Ausstattung nähere Bestimmungen nur über den etwa zulässig niedersten Grad derselben wirklich bestanden haben. In der Gefolgschaft des Königs *Magnus* war jeder Krieger gewöhnlichen Ranges mit einem starken Wappenrock, einer Stahlhaube, einem Schild, dem Schwert und Spiess sammt einem Bogen nebst drei Dutzend Pfeilen ausgestattet, und jeder Junker (*Skutilsveinar*) mit einem vollständigen Kettenhemde und, statt des Pfeilbogens, mit Armbrust versehen; die sogenannten Gäste indess (diese zählten nicht zur Gefolgschaft) führten lediglich nur den Bogen nebst zwei Dutzend Pfeilen, Spies, Schwert und Schild.¹ — Ganz ähnlich, wie in Byzanz und im Orient, war es auch im Norden Gebrauch, einzelnen ausgezeichneten Waffen eigene Namen beizulegen und, als kostbare Kleinodien, von Geschlecht zu Geschlecht zu vererben. Auch glaubte man an die geheime Kunst, Waffen durch Zauber fest machen zu können, so dass sie den damit Gerüsteten vor jedwedem Unfall sicherten. — Im Frieden pflegte man die Rüststücke innerhalb der Wohnräume längs den Wänden zur Schau aufzuhängen.

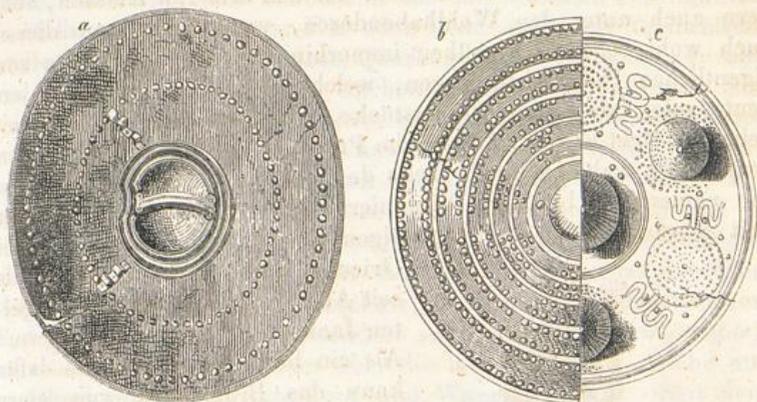
¹ K. Weinhold. Altnordisches Leben S. 192 ff.

1. a. Unter den Schutzwaffen nahm der Schild (*Skjöld*) die erste Stelle ein. Bei den mittleren Germanen war dies bereits zu der Zeit der Fall, als die Römer sie kennen lernten. Nach dem was *Caesar* und *Tacitus* über diese Waffe berichten,¹ bestand sie entweder aus einem Brett oder aus starkem Ruthengeflecht von der Gestalt eines länglichen Vierecks, das ausserhalb farbig angestrichen und zuweilen gross genug war, um den Mann vollständig zu decken. — Bei den Skandinaviern werden die Schilde in alter Zeit ziemlich demähnlich gewesen sein. Denn selbst noch spät bestanden bei ihnen dieselben, wenn auch nicht aus Ruthengeflecht, doch vorzugsweise aus flachen Brettern und zwar gewöhnlich von Lindenholz, wesshalb sie auch schlechthin „Linde“ hiessen, oberhalb verschiedenfarbig (zumeist roth oder weiss) bemalt. Diese späteren Schilde indess wurden dann häufiger, zu mehrer Verstärkung, mit dickem Leder überzogen, mit einer Umrandung von Metall und mit metallenen Beschlägen versehen. In der Länge wechselten sie etwa zwischen drei und vier Fuss, in der Breite dem angemessen. Noch im Verlauf des elften Jahrhunderts führten kriegsmässig gerüstete Reiter schwere Schilde, die von den Augen abwärts bis über den Steigbügel reichten. Vermuthlich bis zu diesem Jahrhundert behielt man dafür die ältere Form eines länglichen Vierecks bei, indem es zunehmend gebräuchlicher wurde sie in ihrer ganzen Länge nach unten zu entweder geradlinig oder in auswärts gebogener Linie zu einem Dreiecke abzukanten und mit besonderen figürlichen Zeichen in Farben und von Metall auszustatten.² Innerhalb eines solchen Schildes war eine Handhabe (*Mundridi*) und oben, dicht unter dem geraden Rande, ein längerer Riemen angebracht, vermittelt dessen man ihn um den Hals, als seinen hauptsächlichsten Tragepunkt, hing. — Noch jüngere Abarten waren die „Tartschen“ (*Turga* oder *Torguskiöld*), grosse Sturmschilde (*Aftoks Skildir*) und die „Buckler“ (*Buklarar*). Davon zeichneten sich die Tartschen und die Sturmschilde vorzugsweise durch ausnehmende Festigkeit, die Buckler aber noch ausserdem durch Gestalt und Umfang aus. Letztere waren durchgängig kreisrund und scheinen demnach im Allgemeinen den im südlichen Dänemark schon in der „Bronzezeit“ üblichen grösseren Kreisschilden entsprochen zu haben, von denen mehrere entdeckt worden sind (*Fig. 197 a. b. c*). Was man hier aus dem „Eisenzeitalter“ an Schildüberresten gefunden hat, beschränkt sich dagegen auf wenige verschieden ge-

¹ Tacitus. German. c. 6, c. 43, desselb. Annal. II. 14. Caesar. Bell. gallic. II. 33. — ² Vergl. das folgende Kapitel „Bewaffung“.

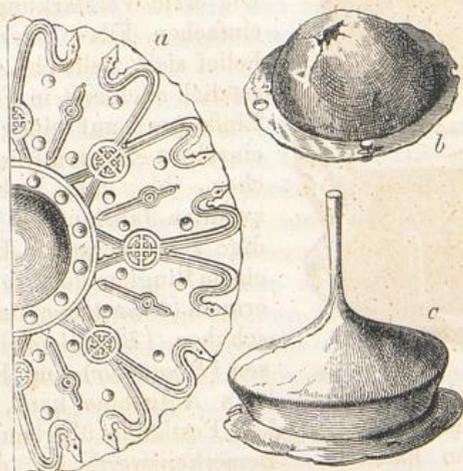
staltete eiserne Buckel, die zur Verstärkung der Schildmitte dienten (Fig. 198 b. c). Und wären nun dazu, jedoch nur als Beispiele

Fig. 197.



für die etwa einst übliche Art der Schildverzierung überhaupt, einzelne von den oben erwähnten Metallbeschlägen hinzuzufügen (Fig. 198 a).

Fig. 198.



b. In Betreff eines Brustschutzes steht zu vermuthen, dass man anfänglich statt jeder weiteren Bepanzerung höchstens entweder einen Rock oder eine Art Jacke trug, welche aus möglichst

festem Stoff (von starkem Filz, Wadmal oder Loden), oder von hart gegerbtem Leder (von Elend- oder Rindshaut) hergestellt war. Eine derartige Bepanzerung erhielt sich selbst bis zum zwölften Jahrhundert und zwar nicht allein bei den ärmeren Klassen, sondern auch unter den Wohlhabenderen, wengleich von diesen auch wohl schon viel früher immerhin Einzelne im Besitz von eigentlichen Harnischen waren, welche sie theils im Kriege erbeutet oder, als seltene Prachtstücke, von ihren Wanderungen mit heim gebracht hatten. Alle solche Prachtstücke indess entsprachen demzufolge wahrscheinlich theils den bei den westlichen Völkern, wie namentlich bei den Britanniern und Galliern, seit ältester Zeit gebräuchlichen ringhemdartigen Ueberzügen,¹ theils den bei

Fig. 199.



Griechen und Orientalen gleichfalls seit Alters gebräuchlichen benagelten Jacken und Schuppenpanzern.² Als ein besonderes Zeugniß dafür kann das Bruchstück von einer kleinen metallenen Figur betrachtet werden, das man nächst anderen Ueberresten im Grabe der Königin *Thyra* vorfand, welche im zehnten Jahrhundert starb (Fig. 199). Die erste Verstärkung jener alten einfachen Filz- oder Lederröcke belief sich vielleicht, und voraussetzlich auch erst in Folge fremden Einflusses, auf einen Besatz mit einzelnen eisernen Ringen oder Blechen, bis dann schliesslich im zwölften Jahrhundert die vollständige Bepanzerung („Brünne“) mit einem Ringhemde (*Brynja*), Ringelarmeln (*Brynstukur*) und Ringhandschuhen (*Brynglofar*), Ringelhosen (*Brynhosur*) und Ringelkapuze (*Brynkottur*) nebst Wappenrock in Aufnahme kam, welche bis dahin in Engelland und auf dem Festlande überhaupt ihre Ausbildung erfahren hatte.³ — Bemerkenswerth ist, dass man in Dänemark (in Jütland) ein Ringelhemde entdeckte, dessen Ringe nicht (wie gewöhnlich) vernietet, sondern in einfachster Weise

¹ S. meine Kostümkunde. Handbuch u. s. w. I. S. 348; II. S. 683, 1066.
— ² Vergl. den „ersten Abschnitt“ dieses Werks. — ³ S. das folgende Kapitel.

nur zusammengebogen sind.¹ Zuweilen trug man über den Harnisch, statt des Waffenrocks, einen Wolfspelz. —

c. Kaum anders gestaltete sich der Kopfschutz. Derselbe bildete eine Kappe, die mindestens bis zum zwölften Jahrhundert gleichfalls zumeist nur aus Filz oder Leder mit einer theilweisen metallenen Verstärkung (durch Querbügel und Blechbuckel) bestand. Unfehlbar erst neben solchen Kappen, die übrigens bis in die späteste Zeit des Mittelalters in Gebrauch blieben, durchaus gleichmässig mit der „Brünne“ kamen dann, ausser den Kettenkapuzen, Helmdecken von Eisen und Stahl (*Stálháfa*) und wirkliche Helme (*Hialmr*) auf. Erstere waren ganz von Metall und — worüber unten das Nähere — anfänglich durchgehends von der Form einer mehr oder minder flachen oder stumpfzugespitzten Mütze ohne Stirn- und Nasenschutz, höchstens um den unteren Rand (*Bármr*) mit einem besonders starken Reifen (*Hringhréifdr*), ausgestattet. Sie setzte man über die Kettenkapuze, welche nur den Oberkopf nebst Hinterkopf und Wangen deckte. Seit dem Anfang des zwölften Jahrhunderts versah man sie vorn, an der Stirnmitte, mit einer breiten eisernen Spange, dem Nasenschutz oder *Nesbiörg*; desgleichen mit einem Genickschutz, wozu man dann später noch einen Kinn- oder Wangenschutz (*Kinnbiargir*) fügte, der dem Helm untergebunden ward.² So blieb es bis zum dreizehnten Jahrhundert, wo man den ringsum geschlossenen, mit Gesichtsberge (*Andlitbiörg*) ausgestatteten „Kesselhelm“, den sogenannten Visirhelm einführte. — Sowohl unter jenen alten Stahldecken, als auch unter den wirklichen Helmen, an denen sich insbesondere durch Anfügung von Zierstücken grosser Reichthum entfaltete,³ pflegte man (statt eines Unterfutters) eine stark wattierte Kappe von Linnen oder von Leder zu tragen.

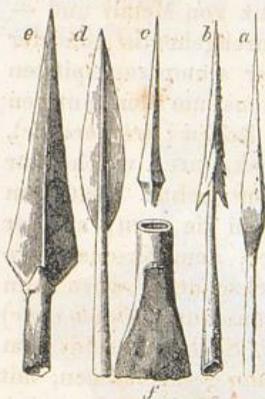
2. Von den Angriffswaffen nun wird zunächst für den älteren Zeitraum wohl selbst im Ganzen und Einzelnen alles dasjenige gelten können, was wiederum zuvörderst Tacitus von den dahingehörigen Waffen der mittleren Germanen erzählt.⁴ Hiernach beschränkten sie sich allgemein auf einen mässig langen Speer mit schmaler und kurzer Eisenspitze, den jener ausdrücklich

¹ Antiquarisk Tidskrift 1849—1851. S. 111. K. Weinhold. Altn. Leben S. 210. — ² Vergl. die Abbildung völlig gerüsteter Reiter auf einer altisländischen, in Holz geschnitzten Kirchthüre bei A. Worsaae. Nordiske Oldsager S. 127 No. 505 und die ähnlichen Darstellungen auf den unten (Fig. 213 a. b.) mitgetheilten Holzsesseln. — ³ Ein derartiges Bruchstück eines reich verzierten Bronzehelms, wie es scheint aus sehr früher Epoche bei A. Worsaae a. a. O. S. 41 Nro. 202. Andere Fragmente aus späterer Zeit, jedoch fraglich ob zu gleichem Zweck, ebendasselbst. S. 80 Nro. 336 a. b. — ⁴ Tacitus. German. c. 6, 14, 46. desselben. Histor. IV. 29. 61; vergl. auch Seneca (Brief) 36.

Framea nennt, auf kleinere Wurfspiesse und das Schwert, wozu derselbe Berichterstatter noch als Besonderheit bemerkt, dass die „*Framea*“ die Hauptwaffe sei.

a. Unter den vielfachen Ueberresten von alterthümlichen Waffenstücken, die im Norden gefunden wurden, besteht bei weitem die grössere Anzahl, in Uebereinstimmung mit ähnlichen Funden in den mittelgermanischen Ländern,¹ aus sehr verschieden gestalteten Speerspitzen von Bronze und von Eisen (*Fig. 200 a-f*).

Fig. 200.



Diese Spitzen sind durchgängig zwischen fünf Zoll und einem Fuss lang und oft, bei sehr beträchtlicher Länge, kaum über zwei bis drittel Zoll breit. Die Mehrzahl derselben ist schlank blattförmig; die übrigen sind theils pfriemenartig, theils rhomboidisch, theils dreieckig; letztere zuweilen entweder mit einem oder zwei Widerhaken versehen. — Daneben kommen einzelne Klingen in der Gestalt von Flachmeisseln vor (*Fig. 200 f*). Diese indess dürften weniger, was häufiger vorausgesetzt ward, als Waffe (*Palstab, Pälstafr*), sondern, was wohl wahrscheinlicher ist, als Handwerksgeräth gedient haben.

— An sämtlichen Klingen befindet sich zu ihrer Befestigung auf den Schaft eine gewöhnlich mit Nietlöchern ausgestattete Tülle (*Falr*).

Für den Schaft wählte man am liebsten Eschenholz (*Askr*), wonach die Waffe selber gemeinhin „*Askr*“ hiess. Solchem Schaft beliess man im Ganzen seine natürliche graue Farbe. Doch ward er nicht selten mit Eisen beschlagen, auch wohl mit glänzenden Nägeln verziert und, bei besonderer Stärke und Schwere, mit einer eigenen Handhabe benagelt.

Wie schon aus der Verschiedenheit der vorhandenen Spitzen erhellt, gab es, wie bei den Mittelgermanen, so auch in Skandinavien, bereits seit dem höheren Alterthum mancherlei Arten von Speeren und Spiessen. Vielleicht dass man selbst schon alle die Arten in frühster Zeit anwendete, deren dann die erst später geschriebenen Sagen als allgemein üblich erwähnen. Es sind dies hauptsächlich der Hakenspiess (*Krokáspiot*), an dessen Spitze ein Widerhaken angebracht war, der Stachelspiess (*Fiadraspiot*) mit

¹ G. Klemm. Germanische Alterthumskunde S. 245 u. a. O.; derselbe. Werkzeuge und Waffen I. S. 31—40; S. 259—283.

bajonetartig verlängerter Spitze, dann der diesem vermuthlich ähnliche Drehspiess oder „*Rennispiot*“ und der mit breitem schwertförmigen Eisen versehene Hauspiess (*Höggspiöt*), dessen Eisen in einzelnen Fällen nicht weniger als zwei Ellen lang war und oben mit einem langen, viereckigen, breitschneidigen Stachel endigte. Dieser Spiess diente vorzugsweise zum Durchbrechen der eisernen „Brünne“, weshalb man ihn auch gemeiniglich Brünnenbrecher (*Brynparar*) nannte. Dazu kamen noch anderweitig der Spiess mit Schwungriemen (*Snacrispiot*), der Malspiess oder *Málaspiot*, dessen Form sich nicht mehr angeben lässt, der schwere Bärenspiess (*Biarnsvida*) und schliesslich, seit dem zwölften Jahrhundert, auch noch sämmtliche bis dahin in Europa überhaupt ausgebildeten Lanzenformen, Turnierlanzen (*Burstöng*) u. s. f. — Zu den Wurfspiessen im engeren Sinne zählten der *Atgeir* oder *Azger* und der *Gaflök* oder *Gaflak*, beide nur klein und mit leichtem Eisen.

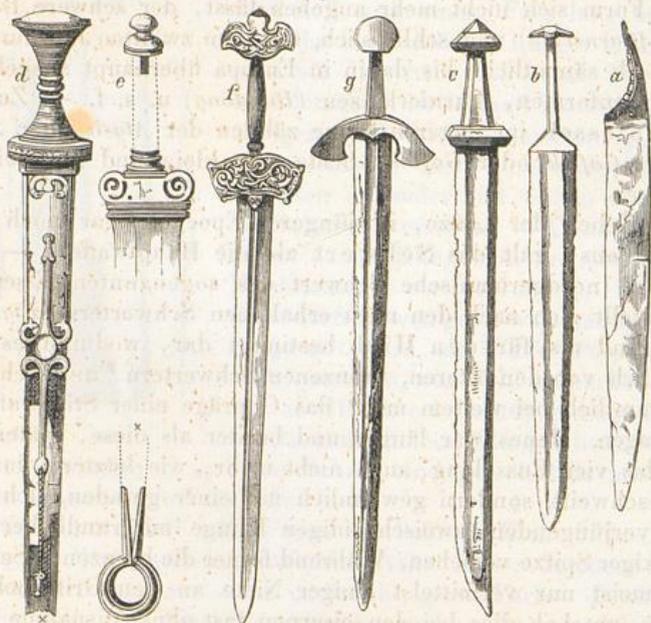
b. Neben der Lanze, in jüngerer Epoche sogar noch über diese hinaus, galt das Schwert als die Hauptwaffe.¹ — Das eigentlich nordgermanische Schwert des sogenannten Eisenzeitalters stellt sich nach den noch erhaltenen Schwertern (*Fig. 201*) vorwiegend als für den Hieb bestimmt dar, wodurch es sich wesentlich von den älteren, bronzenen Schwertern² unterscheidet, die sämmtlich bei weitem mehr das Gepräge einer Stichwaffe an sich tragen. Jenes war länger und breiter als diese, später mitunter bis vier Fuss lang, auch nicht mehr, wie letztere, lanzettlich geschweift, sondern gewöhnlich mit einer geraden, sich nach unten verjüngenden, zweischneidigen Klinge mit rundlicher oder dreieckiger Spitze versehen. Während ferner die bronzenen Schwerter zumeist nur mittelst einiger Niete an den Griff befestigt wurden, geschah dies bei den eisernen fast ohne Ausnahme durch eine schmale gleich aus dem Metall der Klinge heraus vierkantig geschmiedete Griffzunge (*Fig. 201 b. g*). Zudem auch erhielten erst diese Schwerter eine Parirstange (*Högggrô*).

Von dem Werth, den der Nordländer vor allem auf diese Waffe legte, ist bereits oben die Rede gewesen (S. 420). Ganz dem entsprechend versah er sie gern mit mancherlei schmückenden Zuthaten. So pflegte man namentlich den Griff (*Medalkasti*), welcher im Uebrigen aus Holz mit Leder bezogen bestand, häufiger mit Elfenbein oder Knochen und theils durch zierliches Umwinden entweder mit Silber- oder Golddraht, theils durch Beschläge

¹ K. Weinhold. *Alt. Leben*. S. 196. — ² Vergl. die Abbildgn. in meiner „Kostümkunde.“ *Handbuch* u. s. w. (I) S. 643 ff.

desselben Metalls in Form von Buckeln auszustatten, zugleich auch dem Schwertknopf oder „*Hiölt*“ irgend eine Schmuckgestaltung von einem edleren Stoffe zu geben. Dem Handgriff selbst fügte man zuweilen, doch etwa erst seit dem dreizehnten Jahrhundert, einen eigenen Haken (*Hönk*) an, damit man die Waffe während des Kampfes durch einen daran befindlichen Riemen um den Arm befestigen konnte. — Nicht minder wurde die Scheide (*Skid*) mit Metallbeschlägen geschmückt (*Fig. 201 d*), auch, wenn-

Fig. 201.



gleich nur ausnahmsweise sogar mit Edelsteinen besetzt. Sonst aber war sie gewöhnlich von Leder und wurde anfänglich mit einem Riemen an den äusseren Hüftgurt genestelt, später dagegen mit einem selbständigen ledernen Gurtbande vermehrt und nun mit diesem um die Hüfte geschleift. Trug man das Schwert nicht anenestelt, sondern (gleich einem Stab) frei in der Hand, was namentlich im elften Jahrhundert und auch noch in der nächstfolgenden Zeit keineswegs ungewöhnlich war, pflegte man meist den eben genannten, längeren Riemen längs um die Scheide und zugleich um den Griff zu winden, damit die Klinge nicht herausfiel. Doch scheint es, dass man zu diesem Zweck auch eigene Bänder (*Fridbönd*) benutzte.

c. Ausser dem eigentlichen Schwert führte man kleinere Hieb- und Stichwaffen, die ihrer Form und Anwendung nach mehr Messern oder Dolchen entsprachen und welche im Gürtel getragen wurden. Sie glichen, vielleicht mit alleiniger Ausnahme des langen Messers oder „*Sax*“ (Fig. 201 a) und der aus dem Osten eingeführten, geschweiften „*Yatagans*“ u. s. w., im Grunde genommen nur kleinen Schwertern und lanzettlichen Speerspitzen mit mehr oder minder verzierten Häften. Als zu diesen Gurtmessern gehörend, werden das *Refdi*, die *Svidu*, der *Gládel* und die *Skálm* genannt. —

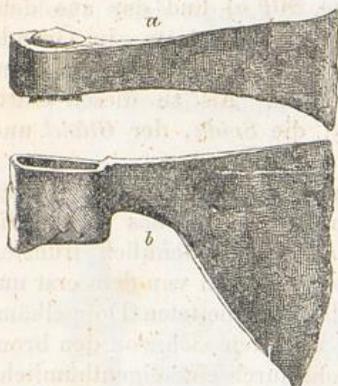
d. Zwei andere Hieb Waffen, deren Gebrauch dem fernsten Alterthum angehört, waren der Hammer und das Beil. Sie finden sich unter den Ueberresten aus den erdenklich frühesten Epochen schon in den mannigfachsten Gestalten von dem erst nur roh behauenen Stein bis zu oft zierlich gearbeiteten Doppelhäm mern und Hammeräxten.¹ Darunter zeichnen sich von den bronzenen einzelne namentlich nicht sowohl durch eine eigenthümliche Schlankheit, als auch durch Ornamentirung aus, während sich an den steinernen nun wiederum nicht nur fast sämtliche Uebergangsformen bis zu jenen, vielmehr auch gewisse Rückwirkungen dieser letzteren wahrnehmen lassen. —

In der hier in Rede stehenden Epoche wurde der Hammer oder „*Hamar*“, als Waffe, von der eisernen Axt (*Öxi* oder *Eyxi*) verdrängt, bis dass er schliesslich nur noch in der Sage und im volksthümlichen Rechtsgebrauch traditionell in Geltung blieb.² Um so grössere Schätzung dagegen bewahrte man fortan der Axt und dem Beil. Beide zählten unausgesetzt mit zu den vorzüglichsten Hieb Waffen,³ wie man sie denn auch in vielen Fällen, dem Schwerte gleichwürdig, eigen benannte und vornämlich ihren Schaft mit mancherlei metallischen Zierden von Gold oder Silber ausstattete. Die Grösse derselben war sehr verschieden und, wie aus Andeutungen erhellt, unfehlbar zuweilen sehr beträchtlich. Die Klinge scheint im Allgemeinen, zufolge einzelner Grabfunde (Fig. 202 a. b), den noch heut üblichen Axtklingen ziemlich ähnlich gewesen zu sein, und bei den Kriegsäxten insbesondere eine sehr breite nach auswärts gebogene Schneide (*Munn*) mit schlank ausladenden Hörnern vorgeherrscht zu haben. Nächstdem aber führte man doppelklingige Hammeräxte (*Taparöxir*). Auch deuten auf noch andere Formen, die jedoch schwer zu bestimmen sein

¹ Siehe darüber gleichfalls meine Kostümkunde. Handbuch u. s. w. (II.) S. 640 ff. mit Abbildgn. — ² J. Grimm: Deutsche Rechtsalterthümer (2. Auflage) S. 64; S. 162. — ³ Vergl. Helmold. Chron. Slav. I. c. 34.

dürften, die Namen der Bartaxt *Skeggia*, *Skeggegi*, *Barda*, *Snaga* und *Hyrna*, als auch *Sparda* und *Heptisar* hin; ¹ letzteres vermuthlich eine Art Picke. — Gewöhnlich

Fig. 202.



wurden die grösseren Aexte vermittelst eines eigenen Riemens über die linke Schulter gehängt, die kleineren zumeist am Gürtel getragen.

e. Demgegenüber betrachtete man die Keule (*Klumbur*) und den Kolben (*Kylfa*) stets nur als Nebenwaffen; desgleichen die Schleuder und, späterhin, auch den Bogen (*Handbogor*), welche fast ohne Ausnahme nächst Speeren, Wurfbalken, Enterhaken, grossen Palstäben u. s. w. hauptsächlich auf Schiffen in Anwendung kamen. —

Die Keule bildete theils, wie seit Alters, einen vorwiegend aus Eichenholz mehr oder minder roh zugehauenen gewichtigen Kloben mit langem Stiel, nicht selten stark mit Eisen beschlagen, theils eine nach oben hin kugelförmig ausgeschmiedete Eisenstange. Aus jenem gestaltete man in der Folge den sogenannten Morgenstern: einen Holzschaft mit hölzerner Kugel, ringsum mit eisernen Stacheln besetzt. ² — Der Bogen bestand durchgängig von Holz, vorzugsweise aus dem der Ulme (*Almar*) oder der Eibe (*Yr*), wonach man ihn selbst zu benennen pflegte. Späterhin, jedoch sicher nicht vor dem Ende des zwölften Jahrhunderts, kamen statt seiner mehr und mehr die Armbrust (*Lasbogor*; *Armbristi*) auf. —

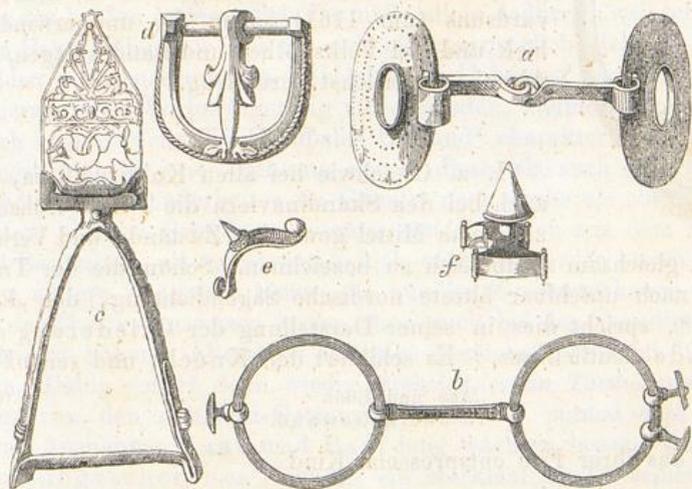
f. Einen besonders wichtigen Theil einer vollständigen Ausrüstung bildete auch das Pferdegeschirr. Dies bei den Nordländern noch um so mehr, als bei ihnen seit frühster Zeit das Reiten mit grösster Vorliebe geübt und, wie noch gegenwärtig auf Island, so auch vor Alters fast überall von den Weibern betrieben ward. ³

So einfach das Pferdegeschirr nun auch bei den ärmeren Klassen war, welche sich meist nur (statt eines Sattels) eines mit Heu ausgestopften Kissens oder einer grobwoollenen Decke und eines Zaums von Stricken bedienten, so reich gestaltete sich das-

¹ Nicht ohne Grund vermuthet K. Weinhold. Altn. Leben S. 204, dass die altnordische Bartaxt die Vorläuferin der später gebräuchlichen Hellbarden ist. — ² S. das folgende Kapitel. — ³ K. Weinhold. Altn. Leben S. 308 ff.

selbe allmählig bei den Vornehmeren. Bei diesen bestand es, soweit die Nachrichten nähere Auskunft darüber geben, schon ziemlich früh der Hauptsache nach aus einem „Trog-sattel (*Trogsödul*), den Buntmalerei und Vergoldung schmückte, nebst dementsprechend verzierten Reitdecken (*Södulklædi*) zum Ueberbreiten, und einem Kopfzaum sammt Steigbügelriemen (*Slagalar; Nareslettur*), dies alles zuweilen theils mit Steinen, theils mit metallenen Beschlägen besetzt. — Manche dahingehörigen Theile sind der Erde enthoben worden.¹ So namentlich zierliche Bronzebeschläge, mehrere grosse Sattelschnallen (*Fig. 203 d*), Bruchstücke eiserner Gebisse (*Fig. 203 a. b*), einzelne theilweis sehr sauber verzierte, hohe eiserne Steigbügel (*Fig. 203 c*), Stachelsporen von Bronze und Eisen² (*Fig. 203 e. f*) und starke eiserne Hufbeschläge. —

Fig. 203.



g. Im Uebrigen sei zum Schluss noch bemerkt, dass man im Kampfe (zum Signalisiren) vermuthlich schon in frühesten Epoche verschiedene Hörner und Feldzeichen, insbesondere Fahnen anwandte. Unter den Hörnern nahmen anfänglich Stierhörner die erste Stelle ein.³ Sie wurden häufig mit Metall, mit Bronze oder

¹ A. Worsaae. Nordiske Oldsager. S. 115—118. — ² Vergl. darüber auch F. Lisch. Jahrbücher des Vereins für meklenburgische Geschichte und Alterthumskunde VI. S. 144. M. Abbildgn. — ³ In dem norwegischen Hofrecht (*Jus aulicum Norv. c. 47*) unter Kanut dem Grossen heisst es: „Wenn nun Männer auf Partei ausgehen, so sollen sie gut Gewehr und ein Horn (*Ludr*) bei sich führen. (L. v. Holberg. Dänische Reichshistorie. 2. Auflage. I. S. 107.)

Silber beschlagen.¹ Daneben kamen, vielleicht durch den Handel mit Byzanz und dem Orient, die dort seit Alters gebräuchlichen, aus Elefantenzahn geschnitzten, eigentlichen Hifthörner auf.²

Fig. 204.



Zudem aber wird durch einzelne Grabfunde im südlichen Dänemark thatsächlich bezeugt, dass man daselbst bereits während der Bronzeperiode schon völlig ausgebildete, grosse gewundene Trompeten besass (Fig. 204). — Die Fahnen schmückte man gemeinhin, je mit Bezug auf den Anführer, mit irgend einem Thierbilde.³ So unter anderen zeigte die Fahne *Ragnar Lodbroks*, die als ein Prachtwerk der Hände seiner Töchter galt, einen fliegenden Adler, daher sie selber auch „Hrafn“ hiess. Auch schrieb man später einzelnen Fahnen ganz besondere Kräfte zu, wie man die Erik Jedvardsons (um 1161) sogar für unüberwindlich hielt und bei Volksnöthen und Landesplagen, zur Abwehr, feierlichst herumtrug.⁴

I. a. Gleichwie bei allen Kulturvölkern, war auch bei den Skandinaviern die Tracht frühzeitig zu einem Mittel geworden Zustände und Verhältnisse gleichsam symbolisch zu bezeichnen. Schon die der Tradition nach unfehlbar älteste nordische Sagendichtung, das „Rigsmal“, spricht dies in seiner Darstellung der Gliederung der Stände deutlich aus.⁵ Es schildert den Knecht und seine Frau

„Aae und Edda
in übelm Gewand.“

Und das ihrer Ehe entsprossene Kind

„weil schwarz von Haut
geheissen Träl.“

Sodann den Freien und seinen Gemahl, von welchen „entsprang der Bauern Geschlecht“

„Der Mann schälte
die Weberstange,
gestrält war der Bart,

die Stirne frei.
Knapp lag das Kleid an
die Kiste stand am Boden

¹ Ueber einen metallenen Beschlag eines Hifthorns, bei Wismar gefunden. s. F. Lisch. Jahrbücher u. s. w. III. S. 67. M. Abbildgn. — ² S. den „ersten Abschnitt“ dieses Werks S. 162 Fig. 79 u. Fig. 80; dazu A. Worsaae a. a. O. S. 158 No. 557 a. b. — ³ K. Weinhold. Altnord. Leben S. 323. — ⁴ Olaf Dalins. Geschichte d. Reiches Schweden. II. S. 94. — ⁵ S. oben S. 406 not. 2.

Das Weib daneben
Bewand den Rocken
und führte den Faden,
bereitete Wademel.
Auf dem Haupt die Haube

am Hals ein Schmuck,
ein Tuch um den Nacken,
Nesteln an der Achsel
Ave und Amma
im eignen Haus“

Und schliesslich den eigentlich herrschenden Stand:

„Der Hausherr sass
die Sehne zu winden,
den Bogen zu spannen,
Pfeile zu schäften,
dieweil die Hausfrau
die Hände besah,
die Falten ebnete,
am Ermel zupfte

Im Schleier sass sie,
ein Geschmeid an der Brust,
die Schleppe wallend
am blauen Gewand,
die Brau'n glänzender,
weisser die Brust,
lichter der Nacken
als leuchtender Schnee.“

Ganz den Verhältnissen angemessen unter denen die Unfreiheit überhaupt nur beginnen konnte, nämlich durch Kampf und Gefangenschaft, erscheint hier der „Sklave, Knecht oder Träll“ von den beiden anderen Ständen nicht allein dadurch „weil schwarz von Haut“ schon an und für sich als ursprünglich nicht zu ihnen beiden gehörend, sondern wohl eben als Ueberrest der von diesen unterworfenen Vorbevölkerung unterschieden, vielmehr ausserdem noch insbesondere durch „übeles Gewand“ charakterisirt. Allerdings treten in jener Dichtung sowohl diese, als auch die übrigen kleidlichen Besonderheiten im Ganzen noch mehr als solche auf, welche sich im Grunde genommen stets lediglich aus dem Maass des Besitzthum als selbstverständlich ergeben würden, doch kommen andere Zeugnisse hinzu, die nun im Zusammenhange damit in der That voraussetzen lassen, dass auch bei den Skandinaviern schon im höheren Alterthum derartige Abzeichnen wirklich bestanden. Dahin gehört denn wieder zunächst, wenn Tacitus und Andere von den mittleren Germanen berichten¹ einmal dass diese ohne Ausnahme Haar und Bart lang wachsen lassen, dagegen kurzabgeschorenes Haar als ein Merkmal der Unfreiheit und entehrender Strafe betrachten, und ferner dass, wie Tacitus von den Sueven ausdrücklich bemerkt,² diese sich durch ihr langes Haar, welches sie nach dem Rücken zu streichen und unten in einen Knoten binden, von den anderen germanischen Stämmen und von den Sklaven kennzeichnen,³ und dass es die Fürsten noch zierlicher tragen, was Alles mit den freilich erst späteren schriftlichen Ueberlieferungen der Nordländer selber übereinstimmt.⁴

¹ Tacitus. German. c. 19. c. 31. — ² Derselbe a. a. O. c. 38. — ³ S. auch J. Grimm. Deutsche Rechtsalterthümer S. 284. — ⁴ Derselbe a. a. O. S. 285; S. 339. K. Weinhold. Altn. Leben. S. 182.

— Ausserdem war den Unfreien, wiederum im Gegensatz zu den Freien, die Führung der Waffe streng untersagt.¹ Auch scheint es später an einzelnen Orten nicht ungewöhnlich gewesen zu sein die Knechte — ob aber nur zur Strafe — durch eine leichtere Verstümmelung, wie durch Aufschlitzen der Nasenflügel u. dergl., förmlich zu markieren.²

b. Mit der weiteren Ausbildung des gesellschaftlichen Verkehrs und der dadurch immer entschiedener geförderten Sondernung von Stand und Rang,³ nahmen dann auch die äusseren Abzeichen in dementsprechenden Maasse zu. Doch war nun dies bei den Nordländern, bei der ihnen eigenen Zähigkeit, mit der sie an ihren Bräuchen festhielten, wesentlich erst seit ihrer Bekehrung zum Christenthume und seit dem Einflusse von deutscher Seite bestimmter der Fall. Seitdem indess folgten sie, wie überhaupt, so auch hierin dem Vorgang der Deutschen; zuvörderst vielleicht noch mit Beibehalt einiger volksthümlichen Eigenheiten, allmählig jedoch ohne Beimischung.⁴

1. Die nächste sichere Bestätigung dafür liefern das nordische Königsthum als die Spitze des herrschenden Standes, und die mannigfachen Rangstufen innerhalb dieses Standes selbst. Abgesehen von den Verhältnissen unter denen jenes und diese aus dem rein kriegerischen Verhalten nach und nach feste Gestalt gewannen, finden sich in den älteren Sagen und sonstigen Ueberlieferungen nirgend bestimmtere Nachrichten vor, dass sich die nordischen Könige und die ihnen beigeordneten freien Krieger und Hofleute zur Bezeichnung ihrer Würde eigentlicher Insignien oder determinirender, äusserer Abzeichen bedient haben, ausser dass sie (gleich allen Freien) das Haar in natürlicher Fülle trugen. Schon früher wurde hervorgehoben, wie dass der kühne Seekönig *Ragnar* eben seiner ausnehmend groben und völlig schmucklosen Kleidung wegen dauernd den Beinamen „Lodbrok“ führte. Zwar ward im südlichen Dänemark eine Art Krone aufgefunden, die (hohlgegossen) aus Bronze ist,⁵ und den in Meklenburg mehrfach entdeckten, bronzenen Kronen fast vollkommen gleicht,⁶ doch muss es bei der Kleinheit derselben immerhin noch zweifel-

¹ J. Grimm a. a. O. S. 340. — ² Derselbe a. a. O. S. 339. — ³ F. Claussen (nach P. Munch). Die nordisch-germanischen Völker. S. 150. J. Grimm. Deutsche Rechtsalterthümer. S. 226. — ⁴ Arnold von Lübeck. Chron. III. 5. — ⁵ S. unt. And. Historisch-Antiquarische Mittheilungen der Gesellschaft für nordische Alterthumskunde. Kopenh. 1835 S. 103. Leitfaden zur nordischen Alterthumskunde S. 50. A. Worsaae. Nordiske Oldsager S. 48 No. 219. — ⁶ Vergl. darüber F. Lisch. Jahrbücher des Vereins. X. S. 272. XIV. S. 315. XVII. S. 366.

haft bleiben, ob sie als wirkliche Kopfzierden, geschweige denn als Insignien der Herrscherwürde in Gebrauch waren,¹ während sie überdies insgesamt schon aus dem Beginne des eigentlichen Bronzezeitalters herkommen sollen. Mit zu den frühesten Denkmälern, welche die Anwendung solches Schmucks in seiner attributiven Bedeutung zugleich mit allen den sonst noch seit Alters bei den Griechen u. s. w. gemeinhin üblichen Herrscherinsignien² bei nordischen Königen bestätigen, gehören nächst einigen kleineren Schnitzbildern,³ deren Entstehung indess ohne Zweifel nicht vor das elfte Jahrhundert fällt, mehrere noch wohlerhaltene Siegel,⁴ die aber noch jüngeren Ursprungs sind. —

2. Ganz was anders war es natürlich mit der willkürlichen Ausstattung. Diese ward selbstverständlich allein, ohne Rücksicht auf Rang und Stand, einerseits von dem Maass des Vermögens, andererseits von der Laune bestimmt. Sie äusserte sich denn auch hauptsächlich einestheils darin dass sich die Reicherer, und mithin auch die Könige, je nach Belieben häufiger durch kostbarere Gewandungen und Schmuckgegenstände auszeichneten, andertheils in dem Gebrauch der Herrscher ihre höher gestellten Beamten für vorzügliche Dienstleistungen gelegentlich mit Prachtgewändern, mit goldenen Waffen und Schmuck zu beschenken, was insbesondere den höfischen Sängern oder „Skalden“ widerfuhr.⁵ Alle derartigen Auszeichnungen aber bewahrten bis in die jüngere Epoche stets nur den Charakter von Ehrengeschenken ohne attributive Beziehung, wobei es zugleich sehr wahrscheinlich ist, dass eben dann sie in den später üblichen, eigentlichen Amtsinsignien, welche man aus der Fremde entlehnte, zum grösseren Theile aufgingen.

3. Ingleichem wie die nordischen Könige vor der Befestigung des Christenthums, scheinen auch die heidnischen Priester keine sie als solche bezeichnende, amtliche Kleidung getragen zu haben. Nur von den Oberpriestern der Gothen steht zu vermuthen,

¹ In meiner Kostümkunde, Handbuch der Geschichte der Tracht u. s. w. (II.) S. 636 folgte ich der Ansicht, dass diese Kronen Abzeichen von Herrschern oder Anführern gewesen seien. Nachdem ich indess Gelegenheit gehabt, dieselben zu sehen, stellten sich bei mir sofort Zweifel dagegen ein. Einmal sind sie (die meklenburgischen) ungemein schwer, dann aber von solchem Durchmesser, dass sie höchstens als Aufsatz auf irgend eine spitz zulaufende Kopfbedeckung gedient haben könnten, überdies sind sie mit einem Charnier und Verschluss versehen, was für den vermeinten Fall ganz zwecklos erscheint. — ² S. darüber den „ersten Abschnitt“ dieses Werkes S. 83 ff. und das folgende Kapitel. — ³ A. Worsaae. Nordiske Oldsager S. 160 No. 560 u. a. m. — ⁴ Derselbe a. a. O. S. 153 No. 546, 547; S. 192 No. 619, 622. — ⁵ K. Weinhold. Altn. Leben. S. 327, bes. S. 337 ff.; vergl. J. Grimm. Deutsche Rechts-Alterthümer. S. 250.

dass sie beim Opfer sich mit breiten Hüten bedeckten.¹ Ueberhaupt aber ist es sehr fraglich, ob es im heidnischen Skandinavien einen geschlossenen Priesterstand gab, oder ob nicht vielmehr jedem Einzelnen die Ausübung des Kultus frei stand.² Jedenfalls war hier in älterer Zeit die fragliche Würde eines Priesters (die Leitung der Opfer u. s. w.) mit der des Richters eng verbunden und allen Freien gleich zugänglich, indem durchgängig die Könige selber die oberste Richterstelle einnahmen und also wohl sicher auch als Priester den ersten Rang behaupteten. — Natürlich löste sich solches Verhalten unter dem Einfluss des Christenthums auf, da dessen Vertreter von vornherein ja stets nun in dem von ihrer Kirche verordneten Amtsnat erschienen, der hier der römisch-katholische war.³ —

II. Ganz in der ähnlichen Einfachheit, in der sich das öffentliche Leben nach dieser Richtung hin äusserte, bevor es von Aussen beeinflusst ward, bewegten sich während derselben Epoche die äusserlichen Erscheinungen des privatlichen Verkehrs.⁴ Sie sämtlich beschränkten sich wesentlich auf nur wenige symbolische Formen für einzelne besondere Vorkommnisse in der Familie im engeren Sinne und in der Gesellschaft überhaupt. Mit in die Reihe der ersteren gehörte die Ausstattung der Braut bei der Verlobung und Heimführung. Nächst den damit verknüpften Geschenken, welche das Paar von den Freunden erhielt, und den noch sonst damit verbundenen Ceremonieen und Festlichkeiten, fand zuvörderst bei der Verlobung, wie noch heut, ein Ringwechsel statt,⁵ und bei der Heimführung musste die Braut eine eigene Anordnung des Haars (S. 414) und eine fast vollständige Verhüllung mit einem weissen linnenen Umhang, mit Einschluss des Gesichts, bezeichnen.⁶ Als bald nach vollzogener Ehe wurden ihr die sämtlichen Schlüssel des Hauses vom Manne übergeben,⁷ welche sie nun gleichsam als Symbol ihrer neuen Stellung als Hausfrau beständig am Gürtel zu tragen pflegte. Auch liess sie

¹ J. Grimm. Deutsche Rechtsalterthümer. S. 272. Derselbe. Deutsche Mythologie (2. Auflage) I. S. 81 ff. — ² K. Weinhold. Altn. Leben S. 327 sagt geradezu „es gab keine Priester- und Dichterkaste“. — ³ Das Pallium der schwedischen Erzbischöfe musste an Rom bezahlt werden. Es kostete um 1153 nicht weniger als 4474 Reichsthaler; im J. 1316 aber etwa 8780 Reichsthaler: Olaf Dalins. Geschichte des Reiches Schweden II. S. 74. Nach demselben a. a. O. S. 102 trug um 1163 der Erzbischof von Schweden während der Einweihungszeremonie auf der Rückenseite seines Mantels „drei goldene Kronen im blauen Felde“, als das uralte und alleinige Wappen Schwedens. — ⁴ K. Weinhold. Altn. Leben. S. 237 ff. — ⁵ J. Grimm. Deutsche Rechtsalterthümer. S. 177; S. 432. — ⁶ K. Weinhold. S. 247. — ⁷ J. Grimm. Deutsche Rechtsalterthümer. S. 443 ff.

fortan ihr Haar nicht mehr, wie früher, frei längs dem Rücken herabwallen, sondern band es im Knoten auf und bedeckte es mit einer Haube. — Ohne hier auf noch anderweitige, demähnliche Formen eingehen zu können, wie solche bei mancherlei Zwischenfällen, bei Ehescheidungen u. s. f., gleichfalls frühzeitig beobachtet wurden, sei beiläufig nur noch bemerkt, dass man Untreue von Seiten der Frau dadurch bestrafte, dass man diese (falls man sie nicht sofort tödtete) nur mit Hemd und Mantel bekleidet und mit abgeschnittenem Haar von der Schwelle des Hauses verstieß.¹ Die mit Gewalt Entehrten aber mussten (nach richterlichem Spruch)² „mit gebrochenem (gebeugten) Leibe, flatterndem Haar und zerrissenem Gewand“ eilends dem Richter Anzeige machen. — Besondere äussere Zeichen der Trauer über den Tod von Verwandten und Freunden scheinen erst nach der Einführung des Christenthums üblich geworden zu sein. Sie lagen wohl der urthümlich tieferen, noch unberührten Empfindungsweise des germanischen Stammes fern.

Mit zu den an sich äusserst einfachen Formen des rein gesellschaftlichen Verkehrs gehörte die aber vielleicht auch erst später allgemeiner verbreitete Sitte vor dem im Range höher Gestellten Hut, Mantel und Handschuh abzulegen.³ —

III. Schliesslich ist es bemerkenswerth, dass die im Norden noch gegenwärtig hie und da vorkommenden Volkstrachten,⁴ mit Ausnahme weniger Besonderheiten, die aus dem Alterthum datiren, sich kaum auf einen frühern Zeitpunkt als auf den Beginn des sechszehnten, ja in ihren hauptsächlichsten Theilen zu meist erst auf das siebenzehnte und achtzehnte Jahrhundert zurückführen lassen und im Grunde genommen nur die eigentlich hochnordischen Völker, wie die Finnen, Grönländer und Lappen,⁵ bei der urthümlichen Tracht beharrten.

¹ J. Grimm. Deutsche Rechtsalterthümer. S. 711. — ² Derselbe a. a. O. S. 633. — ³ K. Weinhold. Altn. Leben. S. 177. S. 454. — ⁴ S. zu den oben (S. 403 not. 3) genannten Werken von Olavsen und Povelsen, von P. Gaynard u. A. über isländische Trachten bes. J. Keyser, om Nordmaendenes Kløedetragt. Christiania 1847. G. Eckersberg. Norwegische Trachten (2 Blatt in Farbendruck. Fol.). Norske bondetrægder. 22 Blatt. (Weibliche) Volkstrachten der Insel Sylt (mit dänischem und deutschem Text). Svenska Nationaldrægter, teknade af Elkman, iemte skildringar ur folkes livvet af Melin. 1846 ff. Danske Nationaldrægter, teknade af Lund. 1854. H. Schlichting. Trachten der Schweden an den Küsten Esthlands und auf Runö. Leipzig 1854. Ad. Tidemann. Norsk Bondeliv (Norwegisches Bauernleben, mit deutschem Text von Wolfgang Müller, mit norwegischem Text von A. Munch. Düsseldorf 1851. — ⁵ S. oben S. 403 not. 3.

Das Geräth.

Bei weitem die zahlreichsten Ueberreste geräthschaftlicher Gegenstände von wirklich nordmännischer Handwerklichkeit aus den Zeiten des Heidenthums bestehen in Gefässen von Thon und Metall und einzelnen kleinen metallenen Werkzeugen. Was man noch sonst in den nordischen Landen an solchen Dingen gefunden hat, ist theils römisch, theils byzantinisch oder stammt aus jüngerer Epoche und trägt dann, mit Ausnahme weniger Bruchstücke, welche nordländischen Ursprung verrathen, das Gepräge festländischer Kunst oder doch ihres Einflusses. Die Mehrzahl derartiger Geräthschaften aber datirt aus dem späteren Mittelalter und zwar zunächst vom Ende des zwölften bis zum Beginn des fünfzehnten Jahrhunderts.

I. Dieses Verhältniss, so willkürlich dasselbe an sich auch erscheinen mag, dürfte nichtsdestoweniger, wenn immerhin auch nur beispielsweise den Gang überhaupt veranschaulichen, welchen die Ausbildung des Geräths namentlich in den früheren Epochen, worüber sonstige Nachrichten fehlen, bei den Nordländern genommen hat. Denn ohne dies sicher ermessen zu können, unterliegt es doch nach allen den bereits berührten Bedingnissen kaum einem Zweifel, dass sie sich auch darin, mindestens bis zu dem Beginne des vorwiegend fremden Einflusses, in grösster Einfachheit bewegten und ihre Ausstattung an Geräthen eben bis zu diesem Zeitpunkt, höchstens ausser noch einigen anderweitigen Mobilien von Holz, in solchen Gegenständen bestand, von denen die oben bezeichneten ältesten Reste Zeugniss ablegen und dass sie dann später, wie in der Tracht, auch hierin den ihnen zugeführten fremdländischen Mustern huldigten.

A. 1. Ein Blick zuvörderst auf die beträchtliche Menge entdeckter Thongefässe lässt als ziemlich gewiss vermuthen, dass ihre Herstellung schon frühzeitig in gewerbsmässiger Weise geschah. Obgleich sie ihrer Verfertigung nach aus den verschiedensten Zeiten herrühren, stimmen sie sämmtlich darin überein, dass sie völlig aus freier Hand, ohne Töpferscheibe, geformt, am Feuer erhärtet und ziemlich gleichmässig in Form und Farbe behandelt sind (*Fig. 205 a-m; Fig. 206 a-e*). Die Farbe, natürlich stets abhängig von der dazu verwendeten Erde und dem Grade der Feuerung, wechselt in allen Abstufungen zwischen Gelb, Roth, Braun und Schwarz; die Form, je nach Geschick und Zweck, in den mannigfachsten Gestalten von Töpfen, Kesseln, Kannen, Schalen, Körben, Bechern u. s. w. mit vorwiegender Hinneigung

zur sogenannten Urnenform. Ihr wesentlicher Unterschied beschränkt sich auf eine nach dem Alter ihrer Entstehung verschiedene Technik und Anordnung des Ornaments. Während nämlich die Behandlungsweise und zwar hinsichtlich der Mischung des Thons, wozu man durchgängig zerstampften Granit (Glimmer, Quarz und Feldspath) nahm, allmählig eine Förderung erfuhr, gewann auch die ornamentale Ausstattung mehr und mehr ein bestimmtes Gepräge der Art, dass vorzugsweise nun dieses das cha-

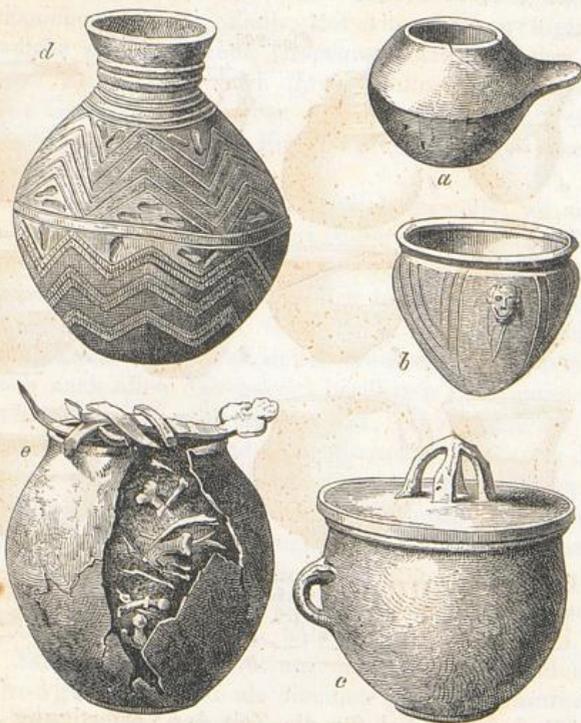
Fig. 205.



rakteristische Merkmal für die Zeit der Verfertigung abgibt. So bewegt sich das Ornament bei den ältesten Gefäßen, wie bei denen der „Steinperiode“, in den einfachsten Elementen der Verzierung überhaupt, in wenig abwechselnd gestellten Strichen, Punkten und zickzackförmigen Linien (Fig. 205 n); bei denen aus der Bronzeperiode vorherrschend in concentrischen Kreisen, Spiralen, Wellen und dergl. (Fig. 207 a-g), und endlich bei fast allen Gefäßen aus dem Verlauf des „Eisenzeitalters“ bis gegen das Ende des Heidenthums in schlangenähnlichen Lineamenten, von der einfachsten Windung vorschreitend bis zur künstlichsten Bandverschlingung (Fig. 208 b. c). — Im Uebrigen bedarf es jetzt wohl

noch kaum einer ausdrücklichen Bemerkung, dass die in den alten Gräberstätten aufgefundenen Thongeschirre keineswegs, wie man früher vermeinte, ausschliesslich dem Totenkult angehören, sondern dass sie zum grossen Theil dem täglichen Gebrauche gewidmet waren und dem Verstorbenen lediglich entweder einzig als Liebesgaben oder zufolge der Anschauung, dass man derselben

Fig. 206.



auch Jenseits bedürfe, in das Grab mitgegeben wurden. Ueberdies auch unterscheiden sich die zur Aufnahme von Leichenbrandresten benützten Gefässe durch alle Epochen vorzugsweise durch eine eigene, gewöhnlich weitbauchige Urnenform (vergl. Fig. 205 d. f. g. h; Fig. 206 c. d. e). — Dasselbe gilt (und in noch weiterem Maasse) von den metallenen Gefässen. Unter diesen kommen sogar mannigfache Gestaltungen vor, die geradezu einzelnen der heut üblichen Koch- und Küchengeräthe entsprechen (Fig. 207 c. f), wogegen dann wiederum andere, wie namentlich Schalen

und Kessel von Gold, als Opfergeräth zu betrachten sein dürften. Nächstdem aber wurden, wie schon bemerkt, mancherlei römische Bronzegefässe, zumeist von zierlicher Durchbildung, diese zuweilen

Fig. 207.



selbst mit dem Stempel römischer Fabrik versehen, und auch Glasgeschirre entdeckt, welche letzteren indess ohne Frage gleichfalls entweder aus Italien oder den östlichen Ländern herkommen.¹

Fig. 208.

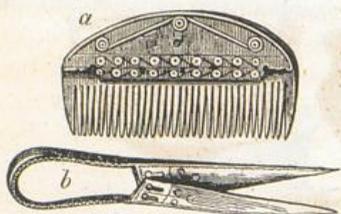


2. Demgegenüber beschränken sich die aus den genannten Frühepochen noch erhaltenen Handwerksgeräthe auf steinerne und metallene Aexte, Hämmer, spitze und flache Meissel, auf grössere und kleinere Schnitzmesser von gerader, gebogener und eckiger Form, auf einwärts gebogene Sägeblätter, lange Pfriemen, Nadeln, Pinzetten, verschiedene zangenähnliche und löffelartige Instrumente, auf Spindelsteine u. A. m. Auch fand man sonst

¹ A. Worsaae. Nordiske Oldsager. S. 71 ff.

noch an anderweitigen, eigentlichen Wirthschaftsgeräthen Ueberreste von Pflugschaaren, bronzene Reifenbeschläge mit Henkeln, welche einst Holzgefässe umgaben, steinerne Quetschmühlen

Fig. 209.



und dergl., und an Geräthen selbst für den Putz, Scheeren, ähnlich den heutigen Schafsscheeren, und Kämme von Knochen oder von Bronze, sie jedoch meist nur einseitig gezahnt (Fig. 209 a. b).

B. 1. Alle diese Gegenstände, mit Einschluss der vorher erwähnten Gefässe, werden nun auch in den schriftlichen Ueberlieferun-

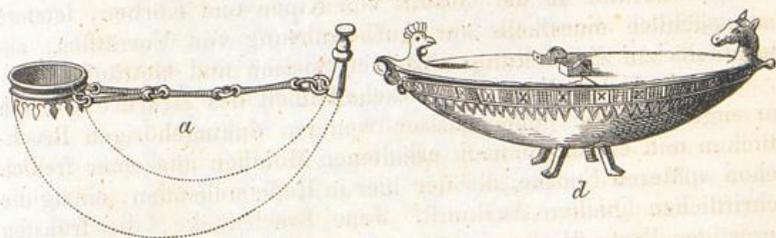
gen des Nordens als durchweg gebräuchlich angeführt. Diese allerdings späteren Zeugnisse nennen indess noch andere Geräte, von denen aber nichts mehr erübrigt oder welche wohl überhaupt erst die jüngere Zeit anwenden lernte. Dahin gehören, abzusehen von Geräthschaften zum niederen Gebrauch, wozu ohne Zweifel die grössere Menge der Thongefässe zu rechnen ist, und ausser dem eigentlichen Zimmergeräth (wovon weiter unten die Rede sein wird) mancherlei Speise- und Trinkgeschirre.¹ Zu Folge jener Nachrichten nämlich bestand das Speisegeräth gewöhnlich, und zwar zuvörderst das Essgeräth, vorherrschend aus „Trögen“ (*Trogr; Trygill*) oder, an Stelle nur einfacher Tröge, aus flacheren und tieferen Schüsseln und Tellern (*Diskr* oder *Skutildiskr*) von Holz, von Thon oder von Metall. Die Tellern, wohl sicher erst später üblich, erfüllten den gleichen Zweck, wie heut; die Tröge und Schüsseln indess, wie es scheint, wurden ausschliesslich zur Aufnahme von flüssigen und breiigen Speisen benutzt, indem man sämtliche festere Esswaaren, als Backwerke, Früchte und selbst auch das Fleisch, ohne Weiteres auf den Tisch legte. Zum Geniessen der flüssigen Speisen bediente man sich theils eines Spans, theils (in vornehmeren Familien) eigener Löffelchen (*Steif; Pvara*). Solche Löffelchen wurden durchgängig von Holz oder Knochen zierlich geschnitzt² und je in einem besonderen Behälter, worin man sie überhaupt aufbewahrte, beim Speisen neben den Teller gestellt. Alle festeren Speisen dagegen pflegte man vorher zu zerlegen und lediglich mittelst der Finger, ohne Gabel, zu sich zu nehmen. Speisehandtücher oder „Servietten“ brachte man nicht in Anwendung, doch war es unter den Vornehmen Sitte während der

¹ K. Weinhold. Altnordisches Leben. S. 144 ff.; bes. S. 151 ff. — ² P. Gaynard. Voyage en Island et du Grönland. 45 bis. Taf. I.

Mahlzeit und nach derselben sich die Hände zu reinigen und zu dem Zweck ein Waschbecken (*Munnlangar*) nebst Handtücher (*Handklaedi*) umgehen zu lassen, auch den Tisch selber mit einem (weissen) Tischtuche (*Borddukr*) zu bedecken.

2. Eine grössere Verschiedenheit herrschte unter den Trinkgeschirren, wie dies schon die Namen derselben andeuten. Da gab es neben den mancherlei aus der Fremde eingeführten mehr oder minder kostbaren Gefässen von Bronze, von edlem Metall und Glas (S. 441), besondere Becher (*Bikarar*), Kelche (*Kalkir*), je nach der Form als *Justa*, *Full*, *Ker* oder *Kar*, *Staup* (Stauf), *Bordker* (Tischkar) bezeichnet, dann untertassenförmige Schälchen, — sie insgesamt entweder von Thon, von Holz oder Bronze, von Silber und Gold —, und endlich die seit dem höchsten Alter beliebten Stier- und Büffelhörner; diese häufiger mit Schnitzwerk verziert und mit edlem Metall beschlagen. Beschläge der Art wurden mehrfach entdeckt (*Fig. 210 a*); ingleichem einzelne silberne

Fig. 210.



Becher, darunter einer von schmuckvoller Arbeit im Grabe der *Thyra Danebôd* (*Fig. 208 b*), welcher somit späters aus dem zehnten Jahrhundert stammt.¹ Nächst dem war es auch vor der Befestigung des Christenthums unter den streitbaren Männern nicht ungewöhnlich die Hirnschalen der von ihnen getödteten Feinde als Trinkgefässe zu benutzen und diese dann gleichfalls, wie jene Hörner, mit Metallzierden zu versehen.² — Auf Reisen pflegte man einiges Getränk in einer festen Lederflasche (*Ledrflaska*) bei sich zu tragen.

3. Als Gefässe zur Aufbewahrung und Aufstellung von Flüssigkeiten werden verschiedene Kannen und „Bollen“, But-

¹ A. Worsaae. Nordiske Oldsager. S. 114 Nro. 472. — ² Vergl. über das Für und Wider dieses Gebrauchs, den. als zu barbarisch, einige Forscher gern in das Bereich der Mythe verwiesen sehen möchten, bes. G. Masch und J. Ritter in „Jahrbücher des Vereins für mecklenburgische Geschichte und Alterthumskunde IX. S. 361; X. S. 260; XIV. S. 306, wo zugleich die bezüglichen Stellen aus altnordischen Dichtungen beigebracht sind.

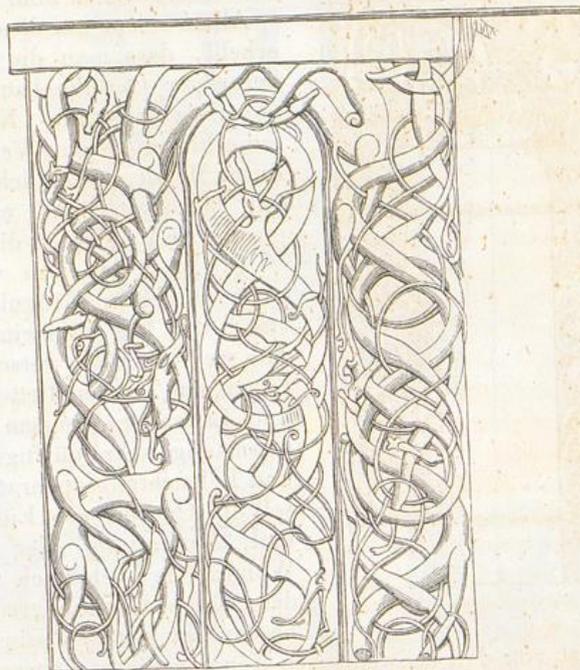
ten, Tonnen und Schläuche erwähnt. Sie sämmtlich dienten zu gleichen Zwecken, wie solche Geräte auch gegenwärtig, und zwar die Kanne oder Kanna vorzugsweise zum Ausschenken und die „Bolla“, je nach der Grösse, einerseits (gleich den heutigen „Bowlen“) zur bequemen Auftracht von Getränk, andererseits (ähnlich den noch jetzt in Norwegen unter dem Namen „Bolle“ üblichen Schalen) als Trinkgefäss. — Die Butten und Tonnen (*Ker*) dagegen hatten zumeist sehr beträchtlichen Umfang. So unter den letzteren namentlich die sogenannten *Ölker* und *Metker*, welche, gewöhnlich von Holz gezimmert, zur Lagerung des Biers verwendet wurden. Daneben gab es auch andere, nicht minder umfangreiche Behälter, welche „Asch“ oder *Askre* hiessen, wohin auch die zum Baden benutzten Wannen (*Kerlang*) zu zählen sind. — Sonst aber bediente man sich noch verschiedener kleinerer Henkelgefässe (*Skapter*) und vermuthlich diesen ähnlich gestalter, leichter Gefässe von Holz, welche zum Theil denselben Namen wie der Lederschlauch (*Verpill*) führten, und zahlreich anderweitiger Geräte in der Gestalt von Kipen und Körben, letztere hauptsächlich einestheils zur Aufbewahrung von Vorräthen, andernteils zur Zubereitung einzelner Speisen und Getränke. —

II. A. Ueber Form und Beschaffenheit des Zimmergeräth im engeren Sinne geben ausser wenigen dahingehörigen Bruchstücken und einzelnen noch erhaltenen Mobilien aus einer freilich schon späteren Epoche, als der hier in Rede stehenden, einzig die schriftlichen Quellen Auskunft. Jene Bruchstücke, die frühesten derartigen Reste überhaupt, bestehen im Ganzen aus einigen oblongen Brettern oder Platten, die man in dem schon mehrfach erwähnten Grabe der Thyra Daneböd fand,¹ sodann aus vereinzelt Holzschnitzereien,² und endlich aus mehreren hölzernen Thürbekleidungen und Thürflügeln norwegischer und isländischer Kirchen, welche gleichfalls ausgeschnitzt sind.³ Davon datiren jene Bretter aus dem Verlauf des zehnten Jahrhunderts und stellen in mässig durchbrochener Arbeit und bunter Bemalung mit Oelfarben⁴ eine einfache, ineinander bandartig verschlungene Verzierung dar. Die anderweitigen Holzschnitzereien stammen wahrscheinlich aus dem elften und die frühesten von jenen Thüren erst aus dem Ende desselben Jahrhunderts. Diese Thüren nament-

¹ A. Worsaae. Nord. Oldsager. S. 114 No. 475. — ² Derselbe a. a. O. S. 128 No. 506, 507; S. 129 No. 508. — ³ Derselbe a. a. O. S. 127 N. 505; J. C. Dahl. Denkmale einer sehr ausgebildeten Holzbaukunst u. s. w. Taf. IV, Taf. V. Nachtrag. Taf. IV. Taf. VI. Taf. VII. ff. und mehrfach in N. Nicolaysen. Mindesmerker af middelalderens Kunst i Norge. Christiania 1855. — ⁴ Antiquarisk Annales. IV.

lich, wie unter anderen die Thürpfosten der Kirche von Urnes zu Soyn in Norwegen (*Fig. 211*) und die der leider abgebrochenen hölzernen Kirche von Tind daselbst (*Fig. 212*), muthmasslich aus dem zwölften Jahrhundert,¹ zeigen nun das der nordischen Kunst von vornherein eigenthümliche Bestreben nach einer ebenso

Fig. 211:



künstlichen als bizarren Vereinigung von bänderartigen Verschlingungen und von phantastischen Thierfiguren zu einem in sich geschlossenen Ganzen bereits in vollkommenster Weise entwickelt. —

Zu den noch erhaltenen Mobilien, die indess sämmtlich, wie vorbemerkt, erst aus den folgenden Zeiten datiren, zählen zuvörderst mehrere ziemlich gleichartig aus Holz gezimmerte und geschnittene Lehnssessel (*Fig. 213 a. b*), die vielleicht noch aus dem Anfange des dreizehnten Jahrhunderts herrühren und sich ihrer Beschaffenheit nach als sogenannte „Herrensitze“ oder „*Hoysede*“

¹ F. Kugler. Handbuch der Kunstgeschichte (3. Aufl.) II. S. 62, S. 148.

darstellen; ¹ ferner ein breiter Truhstuhl von Island (Fig. 214) aus dem Beginn des fünfzehnten Jahrhunderts, und andere, noch jüngere Einzelgeräte, als mehr oder minder sauber geschnitzte

Fig. 212.



Tind.

hölzerne Kästchen oder Laden ² und ähnliche Zeug- oder Linnenpressen, wie solche noch heut dort gebräuchlich sind (Fig. 215).

Allein schon aus diesen Resten erhellt, dass man die Mehrzahl derartiger Geräte hauptsächlich von Holz anfertigte. Nur zuweilen erhielten sie eine Verstärkung durch Metall gewöhnlich in Form von Blechbeschlägen, welche zugleich zur Verzierung dienten. —

B. Nach den nun wiederum schriftlichen Zeugnissen bestand der hier vermeinte Hausrath wesentlich aus verschiedenen Sitzen, aus Tischen, Betten, Kisten und Laden und einem verhältnissmässig sehr dürftigen Heiz- und Beleuchtungsapparat. Jedoch soll im Ganzen die Einrichtung und Ausstattung der inneren Wohnräume auch noch zu Ende des zwölften Jahrhunderts äusserst beschränkt gewesen sein, wie es

denn selbst von den schwedischen Königen dieses Zeitraums ausdrücklich heisst, ³ dass sie weder wirkliche Betten noch eigene Schlafgemächer besaßen, was indess kaum glaublich erscheint (s. unten).

1. Die Sitze bildeten einestheils Bänke, andernteils Stühle und Lehnessel. — Am gebräuchlichsten waren die Bänke. Diese, von sehr verschiedener Grösse, wurden entweder längs den Wänden als unverrückbar aufgestellt, oder waren, als „*Forsæti*“, zum Versetzen eingerichtet und gewöhnlich unter dem Sitz mit einem

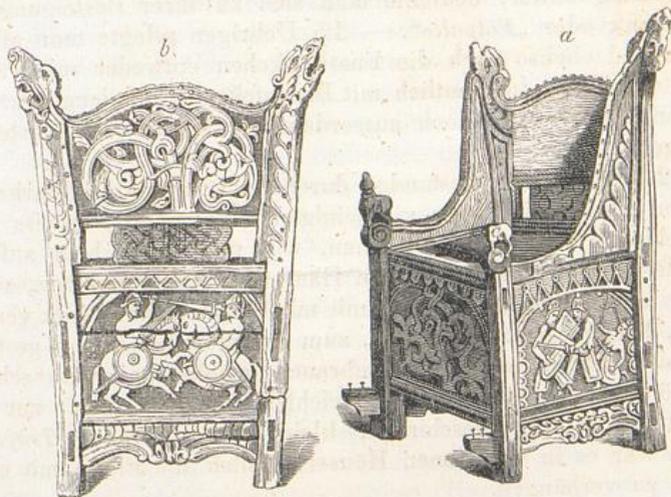
¹ Mehrfach abgebildet. So bei C. Dahl. Denkmale einer sehr ausgebildeten Holzbaukunst u. s. w. J. v. Hefner-Alteneck u. C. Becker. Geräthschaften des christlichen Mittelalters II. Taf. 17; dazu „*Antiquarisk Tidskrift*. 1843. S. 65 Taf. III. — ² A. Worsaae. *Nordiske Oldsager*. S. 156 No. 555, 556 u. a. m. — ³ Olaf Dalins. *Geschichte des Reiches Schweden* II. S. 125 (zum Jahr 1205).

verschiessbaren Kasten versehen (Fig. 214). — Die Stühle scheinen anfänglich zumeist dreibeinig gewesen zu sein, also mehr

Fig. 214.



Fig. 213.



„Schemeln“ geglichen zu haben. Denn überall wo im deutschen Recht des Stuhls als Symbol Erwähnung geschieht, wird derselbe als „Dreibein“ bezeichnet.¹ Vielleicht dass vor Alters diese Form

¹ J. Grimm. Deutsche Rechtsalterthümer S. 187.

für die gemeinhin gebräuchlichen Stühle in der That die gesetzliche war, etwa um diese überhaupt von den besonderen Ehrensitzen der Vornehmen und der Beamteten, der Könige und Richter zu unterscheiden, deren Stühle (*Dómstólr*) stets als vierbeinig geschildert werden.¹ Auch waren es aller Wahrscheinlichkeit nach vorzugsweise eben nur diese gewissermaassen geheiligten Sitze, die man mit Seiten- und Rückenlehnen ausstattete und reicher verzierte (*Fig. 213 a. b*), obschon auch die übrigen Gesässe

Fig. 215.



einer Verzierung nicht gerade entbehrten. Da jene Sitze meist hochbeinig waren, bediente man sich zu ihrer Besteigung einer Fussbank oder „*Fötþaltr*“. — Im Uebrigen pflegte man alle Gesässe und ebenso auch die Fussbänkchen entweder mit Tüchern oder mit Fellen (namentlich mit Bärenfellen), und jene erwähnten Ehrensitze häufiger noch ausserdem mit Kissen und Polstern zu belegen.

2. Die Tische bestanden durchgängig aus einer starken oblongen Platte mit einem vierbeinigen Untergestell, gewiss kaum verschieden von solchen Tischen, wie man noch heut auf dem Lande antrifft. In vornehmen Häusern waren dieselben, wenigstens in jüngerer Zeit, häufig mit mancherlei Schnitzwerk verziert, auch, bei grösserem Umfange, zum Auseinandernehmen gestaltet, um sie nach jedesmaligem Gebrauch leichter bei Seite schaffen zu können. Daneben hatten gleichfalls die Reicheren, zur Aufstellung von Trinkgeschirren, kleine Schenktische (*Trapezur*). Auch war es in vornehmen Häusern üblich die Platte mit einem Tuch zu verhängen.

3. Das Nachtlager der Aermeren bildete meist nur eine Streu oder ein mit Heu und Gras angefüllter Ledersack (*Hádföt*), welcher umfangreich genug war, um den darin Schlafenden bis

¹ J. Grimm. Deutsche Rechtsalterthümer S. 763.

zum Halse zu verhüllen. Die begüterten Stände hingegen besaßen eigene, vom Wohnhause abgesonderte Schlafkammern (*Lokhvilur*; *Lokrekjur*; *Hvitugolf*) mit wohl eingerichteten Betten. Solche Betten, gewöhnlich zweischläfrig und häufig von beträchtlicher Grösse, bestanden aus einer hölzernen Bettstatt (*Stokr*) und, da diese hochbeinig war, aus einem davor angebrachten Tritt, *Føtbord* oder Fussbord genannt. In diese Bettstellen wurde zu unterst eine Lage Stroh gelegt, eine Decke (*Legvita*) von Tuch oder Linnen darüber gebreitet, diese sodann mit einem Polster (*Bolstrar*; *Dynr*) und einer Decke (*Aklaedi*; *Földur*) überdeckt. Die Polster wurden in der Folge nicht selten mit Federn ausgestopft, während man zu den Ueberdecken auch selbst noch später lediglich entweder wollene Tücher (*Bloejur*) oder Bärenfelle wählte. Noch später ward es unter den Reicheren (nach Vorgang festländischer Sitte) gebräuchlich, die ganze Bettstatt mit einem Vorhang (*Arsali*, *Assali*) zu umgeben, und auch die Wand, an welche sie lehnte, mit einem teppichartigen Stück Zeug (*Reckjurefill*) zu verkleiden. — Die noch unbehilflichen Kleinen schliefen in hölzernen Wiegen¹ (*Vagga*). —

4. Das noch sonstige Mobiliar beschränkte sich im Grunde genommen auf mehrere Kisten oder Laden (*Kista*; *Örk*) von verschiedenem Umfang und auf die schon oben hervorgehobenen Behältnisse unter Stühlen und Bänken (S. 446). Mit in die Reihe derartiger Möbel gehörten denn auch noch diejenigen Kisten (*Skiptikistur* und *Kofrur*), deren man sich zum bequemeren Transport von Effekten auf Reisen bediente, und welche man besser Handlichkeit wegen mit Handhaben zu versehen pflegte. Ingleichen die nach ihrer Gestalt sogenannten Stöcke (*Stokr*), Geldstöcke (*Brystokr*) u. s. f. — Alle diese und andere, zur Aufbewahrung von Gegenständen bestimmten Geräte waren verschliessbar; in älterer Zeit durch einfache Schlüssel in der Form von Dietrichen, später durch mehr oder minder künstlich konstruirte Bartschlüssel.²

5. Die Erwärmung der Wohnräume geschah anfänglich einestheils durch das auf dem Herd entzündete Feuer, anderntheils durch mehrere Holzbrände, für welche längs der Mitte der Hallen, in bestimmten Zwischenräumen, eigene (Herd-) Steine aufgestellt wurden. Erst *Olaf der Ruhige* von Norwegen soll förmliche Oefen dort eingeführt haben, worauf dann wohl erst für die heizbaren Räume der Name „*Ofnstofa*“ entstand.

¹ K. Weinhold. Altnordisches Leben. S. 282. — ² A. Worsaae. Nordiske Oldsager. S. 113 No. 465; 466.

6. Jene Feuer, im Verein mit brennenden Fackeln und Holzspähnen, machten zugleich die Beleuchtung aus, was wenigstens so lange dauerte, bis man in Folge fremden Einflusses Brennöl und Kerzen und die dazu erforderlichen Geräthschaften, die Lampen und Ständer, anwenden lernte. Unfehlbar gleichzeitig mit diesen Geräthen kamen dann auch die Windlichter oder Laternen (*Skridlios*) auf. —

7. Nächstdem ist, was die Ausstattung der Innenräume an sich betrifft, noch besonders hervorzuheben, dass es seit Alters gebräuchlich war die Wände mit Teppichen zu verkleiden, und dass diese Sitte im jüngeren Verlauf unter den Reichen und Vornehmen zu höchstem Aufwand ausartete, indem sie dazu meist kostbar durchwirkte und reich gestickte Tücher verwandten, welche man nur um beträchtliche Summen aus der Fremde beziehen konnte.

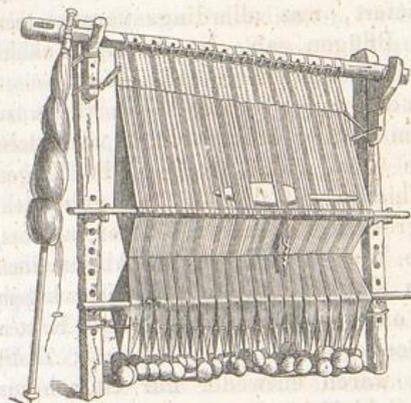
8. In Weiterem endlich dürften dann auch noch die zur Zubereitung von Garn und Wolle und zur Verfertigung von Kleidungsstücken erforderlichen Werkzeuge zum Hausgeräthe zu zählen sein, sofern eben diese mindestens bis zur Ausbildung der Handwerksstände in jeder geordneten Haushaltung sogar mehrfach in Anwendung kamen. Es waren dies hauptsächlich (wie auch noch heut beim niederen Volk und bei Landbewohnern) mancherlei Spindeln, Wocken und Kämmen (letztere zum Krepeln der Wolle bestimmt), verschiedenartige Strick- und Flechtnadeln, Garnhaspeln, Stickerähme u. dergl., und vor allem der Webstuhl (*Vefstadr*). Zwar sind aus dem höheren Alterthum, vielleicht mit Ausnahme einer Menge sogenannter Spindelsteine: halbkugliger, in Mitten durchbohrter Thonscheiben, keine Geräte der Art vorhanden, doch scheinen gerade diese Geräte und zwar vornämlich bei den Isländern und bei den Bewohnern der Nachbarinseln, der Faröer und Orkneys, ihre uralterthümliche Form fast ohne Veränderung bewahrt zu haben. So wenigstens tragen die von ihnen noch gegenwärtig zu gleichem Zweck angewendeten Werkzeuge, wie bei den Faröern insbesondere auch selbst der noch übliche Webstuhl¹ (*Fig. 216*) den Stempel äusserster

¹ Die Anordnung des Webstuhls und das Weben selbst beschreibt K. Weinhold. Altnordisches Leben S. 321, wie folgt: „An dem Webebaum (*rifr*), welcher drehbar auf zwei Pfosten (*hleinar*, *leiner*) ruht, ist die Kette (*garn*, *gadr*, *renning*, *rendegarnet*) unmittelbar und nicht durch die Taden (*hövöld*) angemacht. Das Werf wird durch eine Stange in der Mitte, die auf zwei Pflöcken liegt und über welche die Kette gezogen ist, gespannt, am meisten aber durch die Gewichtsteine (*kliásteinar*), welche unten an die einzelnen Fadenbeutel gebunden sind. Ein grosses lanzettförmiges Geräth von Fischbein (*skeid*) dient den Einschlag festzuschlagen, welcher durch einen scharfen Knochen (*hraell*, *raelur*) in Ordnung gehalten ist. Es wird stehend gewebt.“

Einfachheit. — Zu diesen mehr handwerklichen Geräthen sind schliesslich denn auch noch die bereits oben hervorgehobenen Zeug- oder Linnenpressen zu rechnen (*Fig. 215*).

III. Kaum anders, wie mit diesen Geräthen, verhält es sich mit allen denen, welche die Ausübung der Jagd, des Fischfangs

Fig. 216.



und Ackerbaues erfordert,¹ nur dass (hinsichtlich der Jagdwaffen) an die Stelle der alterthümlichen Wurfgeschosse in neuerer Zeit das Feuegewehr getreten ist.

1. Die sonst gebräuchlichsten Jagdwaffen waren der Bogen von Eibenholz und der Spiess. Den Bogen benutzte man vorzugsweise zur Erlegung von Geflügel, wozu man sich zweierlei Arten von Pfeilen, spitzer und abgestumpfter bediente; der letzteren lediglich zur Be-

täubung. — Der Spiess war Hauptwaffe der hohen Jagd und demnach in Länge und Stärke verschieden, wie denn der Bärenspiess namentlich durch Festigkeit sich auszeichnete (S. 427). — Ausserdem stellte man dem Wild vermittelt Gruben und mancherlei Fallen, so vor allem mit Schlingen (*Gildrur*), Fuchseisen, Wolfnetzen u. A. m. nach; auch pflegte man Vögel und kleinere Vierfüssler durch Falken und Habichte zu erjagen.

2. Das Fischergeräth bestand schon frühzeitig, in äusserst zweckmässiger Ausbildung, aus sehr verschiedenen Angeln (*Öngul*), Fischleinen (*Dorg*), Fischmesser (*Agnsax*), Harpunen nebst widerhakigen Gabeln (*Ljustrur*) und zahlreichen Netzen. Die Erfindung der letzteren wurde dem *Loki* zugeschrieben. Sie waren anfänglich nicht aus Garn, sondern (wie noch bis in neuester Zeit auf Island) aus schmalen Riemen geflochten und je nach dem Umfang eigens benannt. Die grösseren Zugnetze hiessen *Nôt*; darunter die für den Winter bestimmten, um unter dem Eise fischen zu können, *Vintarnôt*, und die kleineren, zumeist sackartigen Senknetze im Allgemeinen *Miadar*. — Zur sicheren Aufbewah-

¹ S. dazu die Abbildungen alter Darstellungen auf Felswänden in Norwegen bei Holmberg. Skandinaviens hällristningar. 18; 122. Im Uebrigen K. Weinhold. Altnordisches Leben S. 62 ff.

zung des Fanges dienten hölzerne Fischkasten (*Fiskigardr*; *Fiskiahús*).

3. Was endlich das Ackergeräth betrifft, so dürfte dies in der Ausbildung am längsten zurückgeblieben sein, da ja im Norden die Ausübung des Feld- und Ackerbaues überhaupt nur ziemlich langsam vorschreiten konnte (S. 394). Von dem nothwendigsten dieser Geräthe, dem Pfluge, sind nur die beiden Namen *Ardr* und *Plógr* überliefert, was allerdings voraussetzen lässt, dass es zwei Arten von Pflügen gab. Im Uebrigen zählte dazu eine Egge (*Harf*) und eine metallene Sichel. —

4. Der gewöhnliche Landtransport geschah theils zu Pferde, theils zu Wagen; im Winter hauptsächlich vermittelt Schlitten. Im ersteren Falle wurden die Waaren, in Tragen (*Klifjar*) wohlverpackt, den Thieren auf den Rücken gebunden. Auch legte man selbst sogar grössere Reisen weit lieber zu Ross, als zu Wagen zurück. — Die Wagen glichen im Allgemeinen einem zwei- oder vierräderigen Karren mit länglich viereckigem Wagenkasten, der unmittelbar auf den Axen ruhte. Dieser Kasten wurde gemeinhin mit einer Decke oder „Bläue“ (*Bloēja*; *Tiald*) überspannt. — Die Schlitten waren entweder nur einfach aus Balken zusammengezimmerte „Schleifen“ (*Sledar*) oder mit einem Sitzkasten versehene, sogenannte *Vagnsledar*.

5. Nur anhangsweise sei noch bemerkt, dass man auch in Skandinavien, gleichwie in Liefland u. s. w.,¹ zierlich gearbeitete bronzene Waagen, diese theils zum Zusammenlegen, und verschiedene Gewichte² entdeckte. Doch scheint die Mehrzahl dieser Geräthe von fremden Kaufleuten herzurühren.

IV. 1. Unter den Spielgeräthschaften für den geselligen Verkehr — abgesehen von den Spielsachen der Kinder, wozu allerlei Nachbildungen von wirklichen Geräthschaften, auch Puppen u. s. w. gehörten — standen die Würfel und das Schachspiel schon in alter Zeit oben an. Namentlich war es das Würfelspiel, dem sich die Skandinavier, ganz wie die südlicheren Germanen,³ frühzeitigst bis zu dem Grade hingaben, dass die spätere Gesetzgebung für nothwendig erachtete, dasselbe wesentlich zu beschränken, und über das Hazardiren sogar die Strafe der Friedlosigkeit verhängte.⁴ Die Würfel entsprachen den

¹ S. unt. And. in „Leitfaden zur nordischen Alterthumskunde“ S. 56. m. Abbildgn. — ² A. Worsaae. Nordiske Oldsager. S. 112 Nro. 461; 462. — ³ Tacitus. German. c. 24. — ⁴ K. Weinhold. Altnord. Leben S. 469 ff.

heutigen, nur dass sie nicht immer vollkommen kubisch, sondern oft höher wie breit waren.¹

So wenig sich sicher ermitteln lässt, wann die Würfel in Aufnahme kamen,² ebensowenig lässt sich dieses sicher von dem Schachspiele³ sagen. Möglich dass beide Arten von Spielen schon in einer frühen Epoche aus dem Osten eingeführt wurden, doch scheinen die noch erhaltenen Figuren, die, wie man annimmt, zu diesem Spiel dienten,⁴ solcher Annahme zu widersprechen. Diese Figuren und alle noch sonst dahin zu rechnenden Versetzsteine sind gewöhnlich aus Elfenbein oder Wallrosszahn roh geschnitzt und stellen Könige und Geistliche, theilweis auch berittene Krieger und Damen zu Pferde (die Königin?) dar: sie sämmtlich jedoch in einer Tracht, welche erst in jüngerer, christlicher Zeit gebräuchlich war. — Ziemlich demähnlich verhält es sich mit noch anderen (Versetz-) Steinen, die man für Damenbrettsteine hält, sofern das Gepräge ihrer Verzierung gleichfalls erst für diese spätere Zeit spricht.⁵ Indessen wurden in älteren Grabstätten auch einige ganz schmucklose Steine entdeckt, die man dem gleichen Zweck zueignet,⁶ welche denn, wäre letzteres erwiesen, mindestens für das einfache Brettspiel das höhere Alter bestätigen würden. Wie dem nun auch sei, steht doch so viel fest, dass man im Norden gewisse Brettspiele, die freilich nicht mehr zu bestimmen sind, schon lange vor dem 10. Jahrhundert mit besonderer Vorliebe übte, und dass sich selbst schon auf einem der beiden unweit Tondern gefundenen Hörner eine Darstellung befand, welche allem Anscheine nach zwei solche Spieler verbildlichen sollte.⁷ —

2. Nächst diesen mehr ruhigen Zimmerspielen pflegte man im Freien hauptsächlich von Jugend auf mit der sorglichsten Strenge verschiedene Ball- und Kugelspiele (*Knattleikr*; *Söpplleikr*; *Sköfuleikr*), ferner Wurfübungen mit dem Ger, mit Messern, Steinen u. a., wie überhaupt alle Uebungen, die auf die Ausbildung des Körpers abzweckten.⁸ —

¹ A. Worsaae. Nordiske Oldsager. S. 112 No. 463. — ² S. über das Alterthum und die Erfindung derselben im Orient und auch über die Erfindung der Brettspiele daselbst meine Kostümkunde. Handbuch u. s. w. I. S. 114. 249. 452. 529 ff. — ³ S. darüber insbesondere H. F. Massmann. Geschichte des mittelalterlichen, vorzugsweise des deutschen Schachspiels. Quedlinburg und Leipzig 1839. — ⁴ Leitfaden zur nordischen Alterthumskunde S. 66 m. Abbildungen. A. Worsaae. Nordiske Oldsager S. 160 No. 360—363. F. Lisch. Jahrbücher des Vereins für meklenburgische Geschichte u. s. w. XXII. S. 296. F. Kugler. Beschreibung der in der Königlichen Kunstkammer zu Berlin vorhandenen Kunst-Sammlung. Berlin 1838. S. XXI Nachtrag zu S. 33 Nro. 59. — ⁵ A. Worsaae. Nordiske Oldsager S. 160 No. 363. — ⁶ Derselbe. a. a. O. S. 112 No. 464. — ⁷ P. E. Müller. Antiquarische Untersuchung der unweit Tondern u. s. w. gefundenen goldenen Hörner. Taf. 2 (das dritte Feld von unten). — ⁸ Das Einzelne darüber bei K. Weinhold. Altnord. Leben S. 293 ff.

3. Demgegenüber erfuhr die Musik ¹ keine sonderliche Förderung. Sie sagte dem nordischen, ernsteren Sinn nur in geringem Maasse zu, beschränkte sich einestheils auf Gesang, theils auf eine nur leichte Begleitung des Tanzes und dichterischer Vorträge, und zwar fast ausschliesslich vermittelt der Harfe. Wie diese anfänglich beschaffen war, darüber fehlt es an Nachrichten; jedenfalls wird sie bis zu der Zeit, wo deutsche Sitte zur Herrschaft gelangte, äusserst einfach gewesen sein. Von da an indess (seit dem zwölften Jahrhundert) gingen zugleich mit deutschen Spiel-leuten auch sämtliche von diesen gespielten musikalischen Instrumente auf die Skandinavier über. So auch wurden ihnen dann später, eben durch jene Spielleute, die in Deutschland seit lange beliebten Schauspiele mit kleinen beweglichen Puppen ² (im Norden *Smárackar* genannt) zugeführt.

V. A. In Anbetracht endlich des Kultusgeräthes zur Ausübung des heidnischen Kultus lässt sich, dafür nun einzig auf jüngere Schilderungen angewiesen, nur als wahrscheinlich voraussetzen, dass dies zwar nicht unbeträchtlich war, jedoch nur wenige Geräte umfasste, mit denen man eine tiefere, symbolische Bedeutung verband. Diese Schilderungen gehören ausschliesslich christlichen Glaubenspredigern an, die als Augenzeugen berichten, und erstrecken sich vorzugsweise auf die innere Einrichtung und sonstige Ausstattung heidnischer Tempel. Demnach befand sich in jedem Tempel und zwar in der inneren Halle desselben auf einer Art von Fussgestell irgend ein hölzernes Götterbild, davor ein mit Eisen beschlagener Altar, auf welchem das „ewige“ Feuer brannte. Daneben waren, zur feierlichen Abnahme des heiligen Eides bestimmt, ein silberner oder goldener Ring, ein zur Besprengung mit Opferblut bestimmter Weihwedel niedergelegt, und der mit diesem Blut angefüllte, kupferne Looskrug aufgestellt. „In dem Tempel von Ubsola“ ³ — so lautet die Schilderung *Adams von Bremen* ⁴ — „der ganz von Golde errichtet ist, betet das Volk die Bildsäulen drei verschiedener Götter an. Von diesen hat der Mächtigste, Thor, mitten im Speisesaal seinen Thron; rechts und links sitzen Wodan und Fricco. Diese drei deuten sie nun der Art: ⁵ Thor vermeinen sie hat den Hauptsitz

¹ K. Weinhold. *Altnord. Leben* S. 344; 405; 464. — ² Vergl. das folgende Kapitel. — ³ „Uppsala“. — ⁴ *Lib. IV. c. 26.* — ⁵ Das Nähere über diese Gottheiten und deren Bedeutung s. bei J. Grimm. *Deutsche Mythologie* a. m. O.

in der Luft, lenkt Donner und Blitz, giebt Wind und Regen, heiteres Wetter und Fruchtbarkeit. Der andere, Wodan, das heisst: die Wuth, führt Kriege und verstatet dem Menschen Tapferkeit gegen seine Feinde. Der dritte ist Fricco und dieser spendet allen Sterblichen Frieden und Lust. Seine Bildsäule versehen sie auch mit einem grossen männlichen Gliede. Den Wodan stellen sie bewaffnet dar, ähnlich wie die Unseren den Mars. Thor indess scheint mit seinem Scepter gleichsam den Jupiter vorzustellen.⁴

1. Ueber die äussere Beschaffenheit der heidnischen Götterbilder an sich geben sodann noch fernere Berichte einige nähere Aufschlüsse.¹ Diese nun machen es mehr als wahrscheinlich, dass jede der üblichen Gottheiten ihr eigenthümliches Bild erhielt, und dass man sich in der Beschaffung desselben stets mit besonderer Sorgfalt bemühte die natürliche Erscheinung so viel immer möglich treu nachzuahmen. Sie sämmtlich wurden fast ohne Ausnahme allerdings nur aus Holz geschnitzt (mitunter über Lebensgrösse), gewöhnlich jedoch theils farbig bemalt, theils mit Silber und Gold geschmückt und mit kostbaren Gewändern bekleidet. Die Attribute namentlich scheint man zumeist mit grossem Aufwand, hauptsächlich von Gold hergestellt zu haben, wie es denn allen Glauben verdient, dass die schon mehrfach erwähnten Hörner von Tondern oder Galehus derartige Ueberreste sind (S. 398 n. 1). — Unfehlbar gab es neben den grösseren reichgeschmückten Götterstatuen, welche vorherrschend nur Tempel zierten, diesen vermuthlich ähnlich gestaltete kleinere Götzen von Thon oder Bronze oder auch von edlem Metall, welche dem häuslichen Kultus dienten, obschon sich unter der Zahl von Figürchen, die man in alten Grabstätten entdeckte, kaum einige finden, welche man mit Sicherheit darauf beziehen kann.

2. Dagegen hält man nicht ohne Grund einzelne ziemlich massive Ringe von beträchtlichem Umfange, wie solche sowohl in Dänemark als auch in Deutschland häufiger vorkommen, für jene oben hervorgehobenen altgeheiligten Eidringe.² Nur wenige dieser Ringe nämlich bestehen aus Bronze, die meisten aus Gold, und alle stimmen darin überein, dass sie ihrer Länge nach etwas oval ausgebogen sind und an der Stelle, wo sie sich

¹ C. F. Köppen. Literarische Einleitung in die nordische Mythologie S. 18. J. Grimm. Deutsche Mythologie S. 93. K. Weinhold. Altn. Leben S. 420. — ² Ueber diese Ringe s. bes. F. Lisch. Jahrbücher des Vereins für meklenburgische Geschichte u. s. w. XVI. S. 268 mit den Notizen aus J. Grimm. Deutsche Mythologie (II.) S. 923; dazu die Abbildungen in „Leitfaden zur nord. Alterthumskunde S. 43 u. A. Worsaae. Nordiske Oldsager S. 85 No. 367.

öffnen, jederseits in einer halben, hohlen Kugel endigen, der Art, dass diese beiden Halbkugeln mit ihren glatt abgeplatteten Flächen durchaus aufeinander passen, mithin als eine Kugel erscheinen. Aus der Hohlheit dieser Kugel hat man geschlossen, dass sie ursprünglich zum Behälter für irgend ein als heilig erachtetes Symbol, etwa zur sicheren Aufbewahrung des „Jarknasteinn's“¹ gedient habe.

3. Was noch sonst an Geräthschaften aus heidnischer Zeit entdeckt worden ist, von dem sich gleichfalls voraussetzen liesse, dass es dem Kultus gewidmet gewesen, dürfte sich im Wesentlichen auf einzelne metallene, namentlich goldene Kessel und Schalen von verschiedenem Umfange (*Fig. 207 a. b. d. e. f.*) und wenige andere Gegenstände von zweifelhafter Bestimmung¹ erstrecken. Hiervon würden dann jene Gefässe als Opfergeräth zu betrachten sein, welches unfehlbar überdies, behufs der Schlachtopfer u. s. w., noch mancherlei besonderes Geräth, als kleinere und grössere Schlachtaltäre, Schlachtmesser u. dergl. umfasste. — Zu diesem Geräth in naher Beziehung stand das Geräth der Zauberinnen, der sogenannten „weisen Frauen“, darunter ein grosser Siedekessel zur Zubereitung von Kräutertränken die erste Stelle behauptete. Da sie zugleich die Heilkunst ausübten, wird man bei ihnen wohl ohne Zweifel auch den Gebrauch von einzelnen, wenngleich nur roh verfertigten chirurgischen Werkzeugen annehmen dürfen.

B. Seit der Einführung des Christenthums wurden natürlich alle diese heidnischen Geräthschaften allmählig ihrer Bedeutung beraubt und schliesslich durch den Schauapparat der christlichen Kirche² vollständigst verdrängt. —

VI. Das Bestattungsgeräth war nur einfach. So lange es allgemein üblich blieb, den Verstorbenen zu verbrennen,³ beschränkte dasselbe sich hauptsächlich (einschliesslich des oft reich geschmückten, mit Teppichen behängten Scheiterhaufens) auf die zur Aufbewahrung der Asche bestimmten, thönernen Urnengefässe (S. 440) oder auf kleine, zu diesem Zweck ausgemeisselte Steinkisten.⁴ Als es hiernach gebräuchlicher ward, den Leichnam unversehrt zu beerdigen, kamen hölzerne Särge auf. Diese wurden anfänglich nur roh aus einem Eichenstamm zugehauen, später dann aber aus mehreren Brettern kistenförmig hergestellt.

¹ S. unt. F. Lisch. Jahrbücher für meklenburg. Geschichte u. s. w. XIV. S. 324 ff. — ² Siehe das folgende Kapitel „Kultus-Geräth“. — ³ J. Grimm. Ueber das Verbrennen der Leichen. Berlin 1850. K. Weinhöld. Altn. Leben. S. 480. — ⁴ A. Worsaae. Nordiske Oldsager S. 123 No. 504.

Daneben bestand, und zwar vereinzelt auch noch in die christliche Zeit hinein als man bereits die christliche Form des Begräbnisses beobachtete, die uralte Sitte den Verstorbenen mit Waffen, Geräthen, Schmuckgegenständen u. s. w. auszustatten und, falls derselbe sich als Krieger und Seeheld ausgezeichnet hatte, ihn sammt derartigen Beigaben und seinem getödteten Lieblingsross auf brennendem Schiff dem Meer Preis zu geben (vergl. S. 374). —

Drittes Kapitel.

Die Völker des südlichen und mittleren Europas ¹

(Italien, Ostgothen, Langobarden, Burgunder, Franken; Deutsche.)

Geschichtliche Uebersicht.

Lange bevor das weströmische Reich den nordischen Völkern gänzlich erlag, beruhte seine hauptsächlichliche Stütze auf einem Heer, das zum grösseren Theil aus Germanen gebildet war. Fast

¹ Bei der grossen Fülle des Materials möge zuvörderst ein Hinweis auf folgende Werke genügen. I. Ueber das Kostüm des Mittelalters im Allgemeinen: R. v. Spalart. Versuch über das Kostüm der vorzüglichsten Völker des Alterthums, des Mittelalters und der neuesten Zeit. Nebst Fortsetzungen. Anmerkungen und Ergänzungen von L. Ziegelhauser. 2. Abthlg. in 10 Bänden. Wien 1796 bis 1837. 2. Abthlg. Bd. I—IV. (im Einzelnen wenig zuverlässig und nur mit grosser Vorsicht zu gebrauchen). J. Ferrario. Le costume ancienne et moderne ou histoire du gouvernement, de la milice, de la religion, des arts, sciences, usages etc. de tous les peuples anciens et modernes, déduite des monuments. Avec un grand nombre de figures coloriées. 17 Vols. gr. Fol. Milan 1816 bis 27 (davon erschienen mehrere Ausgaben in 8^o, in italiänischer Sprache, eine 1826 bis 37 in 34 Bänden, eine andere 1823 bis 45 in 3 Bänden zu Firenze; beide sind indess bei der Kleinheit und Dürftigkeit der Abbildgn. kaum brauchbar). H. Wagner. Trachtenbuch des Mittelalters. Eine Sammlung von Trachten, Waffen, Geräthen u. s. w. nach Denkmälern. München 1830. (Es erschienen hievon nur 5 Hefte, von denen jedes aus 8 Blatt mit etwa 24 bis 32 gut gezeichneten Abbildungen besteht; die Hefte in Folio; der Text, 5 Blatt, in 4.). St. Watson. Costumes of the middle age, from authentic sources. London. 4. M. P. Lacroix; direction artistique de M. Ferd. Seré. Le Moyen âge et la Renaissance, histoire et description des moeurs et usages, du commerce et de l'industrie, des sciences, des arts, des litteratures et des beaux-arts en Europe. 5 Vols 4. Paris 1848 bis 51. J. H. v. Hefner-Alteneck. Trachten des christlichen Mittelalters. Nach gleichzeitigen Kunstdenkmälern. Frankfurt a. M. 1840 bis 54. Erste Abtheilung. Von der ältesten Zeit bis zum Ende des 13. Jahrhunderts. A. v. Eye (und J. Falke). Kunst und Leben der Vorzeit von Beginn des Mittelalters bis zu Anfang des 19. Jahrhunderts. Nürnberg 1855 (Bd. I. Nürnberg 1858). Ch. Louandre. Les arts somptuaires.